

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** - (1870)

**Artikel:** Vermischte Geschichten  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-656036>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



### Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Sonst gab ich Euch, aus meinen Reisen,  
 Von manchen felt'nen Dingen kund:  
 Von Politik, aus höhern Kreisen,  
 Und manchen Spruch aus Volkes Mund;  
 Heut stammt mein Gruß aus andern Räumen,  
 Aus meines Geistes wachen Träumen.

Denn nicht gebückt, wie seine Hülle,  
 Schleicht er dahin, der Schnecke nach,  
 Frisch zieht er durch der Schöpfung Fülle  
 Und nimmer liegt sein Forschen brach;  
 So lernte er manch' Räthsel lösen  
 Und selbst des Himmels Runen lesen.

Kennt Ihr den Thierkreis und die Zeichen  
 In seinem magischen Sternenzanz?  
 Das Auge wohl kann sie erreichen,  
 Die Seele fühlt wohl ihren Glanz,  
 Doch nur der Geist weiß sie zu deuten,  
 Und ihr Verständniß auszubeuten.

Bereinzelt stehn am Firmamente  
 Der Jahre zwölf Regenten all',  
 Doch traulich reichet sich die Hände  
 Der Monatszeichen heil'ge Zahl,  
 Sie sind es, die den Thierkreis schließen  
 Und uns mit tiefem Sinn begrüßen.

Der Wassermann beginnt den Reigen  
 Im Januar bei Frost und Eis,  
 Doch seiner Urne Gaben zeigen,  
 Daß er den Born zu schützen weiß.  
 Willst Du den ew'gen Born erhalten,  
 Laß nur den Glauben nie erkalten.

Des Hornungs Fische lieblich blinken,  
 In Flimmergold und Silberglanz,  
 Des Winters Freuden lustig winken  
 Bei Schellenklang zu Spiel und Tanz.  
 Wo Frohsinn herrscht in Zucht und Ehren,  
 Wird das Gewissen uns nicht stören.

Der März, mit seines Widbers Bilde,  
Spielt gern den Herold der Natur,  
Ruft früh sie wach zu sonn'ger Milde  
Und folgt dann noch des Winters Spur.  
Gefährlich ist's, auf Schein zu bauen,  
Nicht jedem Rufe ist zu trauen.

Der Stier, als des Aprilens Zeichen,  
Voll Lebenslust tritt auf die Bahn,  
Und alle Elemente zeigen  
Sich seinen Launen unterthan.  
Wer blind sich läßt von Launen führen,  
Wird bald den rechten Pfad verlieren.

Das Zwilling'sbild der holden Liebe  
Bringt uns des Maiens schöne Zeit,  
Der Frühling grünt in jedem Triebe  
Und Alles prangt im Blüthenkleid.  
Auch unseres Lebens Mai noch blühet,  
Wo treue Lieb' im Herzen glühet.

Des Krebses Element befeuchtet  
Im Juni fruchtbar die Natur,  
Die Rebe blüht, die Sonne leuchtet  
Hoch vom Zenith auf Wald und Flur.  
So waltet das Verdienst im Stillen,  
Pflichttreu nach einem höhern Willen.

Der Leu, des Juli heißes Zeichen,  
Grollt oft in schwerer Wetternacht,  
Doch auch der Quellen Kräfte steigen,  
Die Tausenden schon Heil gebracht.  
Willst du des Löwen Rolle spielen,  
So laß nicht bloß die Krallen fühlen.

Der Augst fügt sich der Jungfrau Willen,  
Sie krönt des wackern Landmanns Fleiß,  
Die Traube kocht, die Lüfte stillen,  
Es schmilzt der Gletscher altes Eis.

Wer sich von Sanftmuth läßt bezwingen,  
Wird mehr, als mit Gewalt, erringen.

Des Herbstmond's Waag zieht lauter  
Freude,

Sein Füllhorn uns entgegenlacht,  
Melodisch klingt es von der Weide  
Und Feld und Wald durchschallt die Jagd.  
Erholung ist der Arbeit Stärke,  
Wäg' wohl sie ab zu jedem Werke.

Oktober bringt der Früchte Beste,  
Ihr Saft bringt uns den edeln Wein,  
Heilt Schmerz und Sorgen, würzt die Feste,  
Begeistert uns zu schönern Sein,  
Und Dem nur, der ihn will entweihen,  
Gilt der Skorpion als warnend Zeichen.

Des Schützen fabelhaft Gebilde  
Zieht vor Novembers Stürmen her,  
Entlaubt den Wald, bleicht die Gefilde,  
Und segt die Landschaft kahl und leer.  
Mag es, wie Gott will, draußen schalten,  
Laßt nur im Innern Friede walten.

Im Steinbock, des December's Zeichen,  
Schließt die Natur die Rechnung ab,  
Und mit der Monde letztem Steigen  
Geht auch das alte Jahr zu Grab.  
Wer's dankbar schließt und ohne Reue,  
Dem winkt schon hoffnungsvoll das neue.

Das sind die Runen, die geschrieben,  
Vor meinem Geist im Thierkreis stehn,  
Wer sich an ihrem Sinn will üben,  
Darf nur in den Kalender sehn.  
Das ist der Gruß, den ich Euch biete —  
Der Herr des Himmels uns behüte!

## Naturgeschichte der Bienen.

(Schluß vom vorigen Jahr.)

Die zuerst ausgekommene junge Königin gibt, noch in der Zelle eingeschlossen, abgebrochene Töne von sich, die man Quacken nennt. Vernimmt sie keine Antwort und ist sie also sicher, daß noch keine andere junge Königin frei geworden ist, so beißt sie ein Loch in ihre Zelle und kommt rasch hervor. Hört sie nun das Quacken anderer junger Königinnen, so läßt sie hellere und schärfere Töne erklingen, was man Tuten heißt. Auf das hin bleiben die jüngern still in ihren Zellen, weil sie Tödtung fürchten müßten, wenn sie hervorkämen, machen aber ein feines Löchlein in die Zellwand und stecken ihren Rüssel hindurch, wo sie dann von den Arbeiterinnen gespeist werden. Während dieses Alles geschieht, wird die alte Königin von der Angst, die ihr die jungen Nebenbuhlerinnen verursachen, rastlos herumgetrieben, geht von einer Königszelle zur andern und tödtet die Bewohner darin, was die Arbeiterinnen dulden, wenn sie keinen Trieb zum Schwärmen haben, ohne aber jemals der alten Königin beim Töten der königlichen Nymphen oder jungen Königinnen beizustehen. Ist aber der Trieb zum Schwärmen da, so wird die Königin durch die Arbeiterinnen von den Königszellen weggedrängt, rennt dann in unglaublicher Angst durch alle Gassen der Stadt, steckt mit ihrer Unruhe die Bewohner an, wodurch gewaltiges Summen und eine unerträgliche Hitze entsteht, welche die Auswanderung eines Theiles des Volkes veranlaßt, dem sich die Königin beigefellt und so die Gründung eines neuen Staates anderwärts herbeiführt. Dieß nennt man Vorschwarm. Die erst ausgekom-

mene junge Königin benimmt sich nun auf verschiedene Weise. Ist nämlich die Volksmenge nicht gar zu groß, so tödtet sie mit dem Stachel die noch in den Zellen eingeschlossene Königsbrut oder die jungen Königinnen und bleibt als Herscherin im Stocke; ist hingegen die Volkszahl noch sehr bedeutend, in welchem Falle sie von den Arbeiterinnen an der Tödtung verhindert wird, so verläßt sie, bevor die zweite junge Königin auschlüpft, mit einem Theile des Volkes den Stock, was man Nachschwarm oder Jungfernschwarm nennt. Die im Stocke bleibende Königin, sei es die zuerst ausgekommene oder eine spätere, macht nun bald ihren Hochzeitsflug und begattet sich nur ein einziges Mal hoch in der Luft mit einem der dort herumfliegenden Drohnen und ist von da an befähigt, ihr ganzes Leben hindurch Hunderttausende, ja über eine Million Eier zu legen. Hat sie sich aber auch nicht begatten können, so kann sie doch Eier legen, aber nur solche, aus welchen Drohnen hervorgehen, wozu Befruchtung nicht nothwendig ist. Diese Fähigkeit, Drohneneier zu legen, kommt sogar manchen Arbeiterinnen zu, die doch zur Begattung nicht eingerichtet sind; doch kommt diese Erscheinung, wie man glaubt, nur in Stöcken vor, die vorübergehend ohne Königin sind. Einem solchen Zustand suchen die Arbeiterinnen nach Kräften vorzubeugen und bringen daher, wenn Gefahr da ist, die Königin zu verlieren, ganz junge Brut aus den kleinen Zellen, aus welcher Arbeiterinnen geworden wären, in königliche Zellen, nähren sie mit feinerer Speise und erziehen sie zu Königinnen. So groß ist die Sorge, immer eine Mutterbiene zu haben, daß wenn nur noch zwei junge Königinnen da sind, die um das Reich mit einander in Kampf

gerathen, sie den Kampf abbrechen, wenn ihre gegenseitige Stellung so ist, daß beide Tödtung befürchten müßten. Bald aber beginnen sie den Kampf wieder und nur wenn die eine die Sicherheit hat, von der andern nicht zugleich getroffen zu werden, führt sie den tödtlichen Stoß. In ganz seltenen Fällen, namentlich im Herbst und Winter, findet man doch zwei Königinnen in einem Stock, wahrscheinlich, indem die Siegerin die Besiegte zwar nicht getödtet, aber unschädlich gemacht hat und nun duldet.

Im dichten Drängen und Treiben der engen Gassen der Bienenstadt herrscht überall die größte Ordnung und Verträglichkeit. Ueber die lange Gehänge der ruhenden Bienen, welche die Absonderung des Wachses und die Bereitung des Futterbreies in ihrem Körper für die Larven abwarten, laufen die schwer beladen Heimkehrenden wie über Leitern weg, zu den Magazinen, wo sie ihre Ladung ablegen, andere bauen Zellen, füttern die Brut, verkitten die Rigen, bessern Beschädigungen aus. Jede Arbeitsbiene ist zu allen Arbeiten gleich geschickt, versteht sie auch gleich vom Ausflüpfen und wechselt mit ihnen. Für die Ausflüge zum Sammeln, die anstrengendste Arbeit, muß übrigens eine Biene drei Wochen alt sein. Bei günstiger Witterung ist der Sammeltrieb außerordentlich; in einem großen Stock werden manchmal während eines einzigen warmen Tages 10 Pfund Honig, also 76,800 Gran eingetragen und da der Honigmagen einer Biene nur ein Gran faßt, so ist an solchen Tagen ein wogendes Gedränge. In 8 — 14 guten Trachttagen sammeln sie so viel, daß sie den ganzen Winter ausreichen. Und Alles geschieht im ganz dunkeln Stocke, wo die Bienen ohne Zweifel nichts sehen

können; sie können sich kaum in der Dämmerung zurecht finden, auch reicht ihr Gesicht gar nicht weit. Die Verständigung geschieht durch Berührung mit den Fühlhörnern und durch Töne; diese werden theils durch den Flügelschlag, theils durch eigene Stimmorgane hervorgebracht, welche an den Luftlöchern des Bienenkörpers angebracht sind und durch welche die Luft in ihr Inneres ein- und ausströmt. Die verdorbene Luft entfernen sie aus dem Stocke durch Kächeln mit den Flügeln; am Flugloch stellen sie Thormachen aus, welche auf alles Eingehende und Ausgehende achten, über unbefugte Eindringlinge herfallen, auch Nothsignale geben. Ihre gefährlichsten Feinde sind der Bienenkäfer, der Todtenkopf-Schwärmer, die Wachsmotte und die Bienenlaus. Im Winter drängen sich die Bienen im Stocke dicht zusammen, so daß wenigstens 8 Grad Wärme entsteht. Der Bienenstich verursacht im menschlichen Gesicht oft seltsame Anschwellungen und Verzerrungen, die es zu einer wahren Carrikatur machen, welche statt Mitleid die Lachlust weckt. Am heilsamsten erscheint noch sofortiges Waschen mit Salmiakgeist, nachdem man den Stachel ausgezogen hat. Ältere Bienenzüchter, die sehr oft gestochen worden sind, bekommen keine Geschwulst mehr, obwohl sie den Schmerz des Stiches empfinden, der aber in ein paar Minuten vorüber ist.

Im Bienenhaushalt ist Alles auf die Erhaltung und Wohlfahrt des Ganzen abgesehen. Die Arbeiterinnen beweisen zwar der Königin die größte Sorgfalt und Anhänglichkeit, gerathen in die größte Bestürzung, wenn sie fehlt, aber Alles nur so lange, als sie Eier zu legen und ihre sonstigen Verpflichtungen zu erfüllen vermag. Wird sie durch das Alter unfruchtbar oder durch einen

Zufall verkrüppelt, so stoßen die Arbeiterinnen sie unbarmherzig aus dem Stocke und sie muß verhungern oder erfrieren; das Gleiche geschieht auch unbrauchbaren Arbeiterinnen. Dringt etwa eine fremde Königin in einen Stock, so wird sie von den Arbeiterinnen in einen Knäuel eingeschlossen, bis sie erstickt oder verschmachtet ist, denn ihre Gegenwart würde der Gesellschaft Gefahr bringen. Bei den merkwürdigsten Taktiken, selbst bei einer gewissen Art von Verstand, fehlt doch den Bienen jede Fähigkeit der Fortentwicklung, sie bleiben immer bei ihren alten Gebräuchen und Sitten und weichen von diesen kein Haarbreit ab. Wie anders ist es in der Menschenwelt, wenigstens bei den gebildeten und die Gebote der Religion achtenden Menschen, wo nicht nur Liebe und Dankbarkeit für geleistete Dienste und Achtung für das Alter bestehen, sondern auch Fortschritt und Vervollkommnung möglich sind, in Folge der höhern Gaben, welche der allmächtige Schöpfer dem Menschen verliehen hat, die ihm aber auch höhere Pflichten auferlegen

### Uebel.

Ein junger Stutzer rühmte sich in einer Gesellschaft, daß er gar nicht übel singe. „Sie haben Recht,“ erwiderte ein Anderer, „Sie singen halt nicht übel, aber es wird einem dabei übel!“

### Prablerei.

Jemand rühmte einem Bekannten sein gutes Gesicht. „So wahr ich ehrlich bin,“ sagte er, „ich sehe dort oben auf dem Thurme eine Maus laufen.“ — „Ich sehe sie nicht, aber ich höre sie,“ gab jener zur Antwort.

### Profit.

Auf dem Theater hatte eine Schauspielerin einem Schauspieler eine Ohrfeige zu geben, sie gab sie ihm aber zu früh. Ganz geduldig sagte der Empfänger: „Es ist noch zu bald!“ — „D,“ antwortete sie, so bekommen Sie noch eine.“

### Nutzen einer Gürtelschnalle.

In Berlin fragte einmal ein Unteroffizier einen Soldaten: „Wozu ist denn die metallene Schnalle am Gürtel?“ — „Damit sie gepuzt wird,“ gab dieser rasch besonnen zur Antwort.

### Komische Anzeige.

In einer Zeitung stand unter der Rubrik „Gefunden“: Ein Kopf mit einer Haube. Die Eigenthümerin ist aufgefordert, sich bei der Expedition zu melden.

### Warum man fallen kann.

„Wie kann man vom Pferde fallen!“ sagte ein Rittmeister in ziemlich grobem Ton auf der Reitbahn zu einem Commis, der bei ihm Unterricht im Reiten nahm. „Nun, in der Luft kann ich doch nicht hängen bleiben,“ antwortete der Gefallene, sich dabei den Arm reibend.

### Höflichkeit.

„Ist mir lieb, daß sie kommen,“ rief ein Oberst einem bei ihm einretenden Offizier zu, „ich habe die letzte Nacht im Traume mit Ihnen gesprochen!“ — „Ich muß sehr um Verzeihung bitten, Herr Oberst,“ antwortete der Offizier, „aber ich habe wirklich nichts gehört!“

### Zerstreuung.

Ein gelehrter Professor einer deutschen

Universität ging eines Abends in der Dämmerung in einer Pappelallee spazieren. In tief sinnige Gedanken versunken, verlor er die gerade Richtung und stieß unversehens an einen Baum, fuhr einen Schritt zurück und sagte, indem er höflich den Hut ziehend sich verneigte: „Verzeihen Sie, ich glaubte, es wäre ein Baum.“

### Trockenheit.

Während eines heftigen Regens saß eine Gesellschaft in dem Gartenhause einer reichen Dame, ohne daß diese ihren Gästen auch nur die geringste Erfrischung anbot. Da bemerkte Jemand: „Es ist doch ein großes Vergnügen, daß wir bei Frau N. so trocken sitzen dürfen.“

### Grobe Antwort.

Jemand ritt durch ein Dorf und fragte einen müßig dastehenden Menschen, wie viel Uhr es sei. — „Man hat soeben das Vieh auf die Weide getrieben,“ lautete die Antwort. „Dann wunderts mich, daß Ihr noch dasteht,“ entgegnete der Reiter.

### Aus einem Examen.

Lehrer: Was ist der Sultan?

Kind: Ein großer Hund.

### Ungezogenheit.

„Ach!“ rief ein Hausvater, der viel Verdruß in seiner Familie und viel Geld in der Lotterie verspielt hatte: „Ich sehe leider, daß meine Kinder und meine Nummern immer ungezogen bleiben!“

### Eifersucht.

Ein sehr eifersüchtiger Mann ließ seine Frau malen. Als der Maler das Portrait brachte, war der Mann sehr zufrieden damit,

befahl aber dem Maler, einen Vorhang darüber zu malen, wogegen der Maler einwendete, daß ja dann das Portrait nicht mehr zu sehen sein würde. — „Ei was,“ versetzte der Eifersüchtige, „es kommen zu viel junge Laffen zu mir, die sollen meine hübsche Frau nicht sehen, ich weiß ja doch, was dahinter steckt.“

### Takt halten!

Bei einer herumziehenden Schauspielertroupe kam es während einer Opernprobe zu Streitigkeiten zwischen dem Direktor und dem ersten Bassisten, die dahin ausarteten, daß der erstere dem letztern eine Ohrfeige gab, welche sogleich erwidert wurde. Da rief eine Stimme im Orchester: „Meine Herren, Takt gehalten, oder das Orchester fällt ein!“

### Gut genug.

Jemand bemerkte bei einem Ausgange gleich nach einigen Schritten, daß seine Stiefel voll Wasser seien. Er gieng also zurück und zankte seinen Bedienten aus, daß er seine Stiefel nicht untersucht habe. — „Ei,“ antwortete der Bediente, ich habe wohl gesehen, daß sie zerrissen sind, aber ich habe gedacht, bei so schlechtem Wetter wären sie gut genug!“

---

## Kriegs- und Friedens-Chronik von 1868 — 1869.

### Die Revolution in Spanien

und Vertreibung der Königin Isabella.

1868. Ende Sommer. Nach Unterdrückung mehrerer Aufstandsversuche und Verbannung einer Anzahl Generale nach den canarischen

Inseln, so wie der Begleitung des Herzogs von Montpensier (Orleans), welcher eine spanische Infantin, die Schwester der Königin, zur Frau hat, vom Hofe, wegen des Verdachts, daß er nach der Krone strebe, reist die in der allgemeinen Achtung gesunkene Königin „Isabella“ von Madrid nach der Seestadt St. Sebastian, am biskayischen Meerbusen, in der Nähe der französischen Grenze, um die frischere Land- und Seeluft zu genießen, wahrscheinlicher jedoch, um mit dem im Seebad Biarritz bei Bayonne weilenden Kaiser Napoleon und der Kaiserin Eugenie zusammen zu treffen und sich des Rathes und der Beihülfe dieses Monarchen gegenüber den drohenden spanischen revolutionären Zuständen zu versichern. Sie ist, außer ihrem nominellen Gemahl und König, Don Francisco, und ihrem Vetter Don Sebastian, sammt Hofstaat, auch von ihrer engern, Alles vermögenden Camarilla umgeben, worunter vor Allem der Padre Claret als Beichtvater, ihre Lieblingsnonne Patrocinio und der Palastintendant (Haus Hofmeister) Marforio, ihr bekannter Günstling, sich befinden, und welche fortwährend den verderblichsten Einfluß auf die bigotte und unwissende Monarchin ausüben.

September 17. 19. Anfang der Revolution. Aufstand in Cadix, dem berühmten Seehafen in der Nähe von Gibraltar. Die verbannten Generale Marschall Serrano, Herzog della Torre, sein Bruder, Serrano-Vedoya, General Dulce und andere sind heimlich zurückgekehrt und erlassen ein Manifest an die Spanier zum Umsturz der Dynastie und zur Berufung eines Verfassungsrathes (konstituierende Cortes). General Prim (Graf Neus) aus der Verbannung in England zurückgekehrt, schließt sich ihnen an. Contre-Admiral Topete, welcher die von ihm kommandirte Flottille bei Cadix sammelt, erklärt sich mit seinen Offizieren und der ganzen Marinemannschaft für die Bewegung und sucht sie in den benachbarten Seestädten fortzupflanzen durch Landungen in Cartagena, Malaga, Valencia. Die Mehrheit der Bewohner in Cadix tritt zum Theil mit republikanischen Absichten bei. Nur der tapfere Kommandant Bouhigny hält sich

mit einigen treuen Truppen in den Forts noch einige Zeit.

Sept. 20. In S. Sebastian ändert die erschrockene Königin ihr unbeliebtes Ministerium, namentlich entläßt sie den Präsidenten Gonzales-Bravo, welcher durch General Concha ersetzt wird, während dessen Bruder, Marschall Concha, nach Madrid eilt, das Kommando aller Truppen übernimmt und ein Armeekorps unter General Pavia, Marquês von Novallies, nach Andalusien gegen die Insurgenten sendet.

Sept. 22. In Madrid Ruhe vor dem Sturm. Der Belagerungszustand wird über ganz Spanien verhängt, was nicht hindert, daß überall Revolutionsjungen sich bilden. Auch in Madrid besteht eine solche, welche auf die günstigste Gelegenheit paßt, um die Fahne des Aufstandes zu erheben.

Sept. 23. Sevilla, Carthagena, Cordova, Malaga, Murcia, Valencia und andere wichtige Städte machen ihre „Pronunciamentos“ (Unabhängigkeitserklärungen) doch nicht ohne hier und da Widerstand von Seite der königlichen Truppen zu finden.

Sept. 24. Die Königin Isabella gedenkt von St. Sebastian nach Madrid zurückzureisen, ist jedoch ungeschlüssig, je nach den aus der Hauptstadt anlangenden bessern oder schlimmern Nachrichten. Dreimal sind die Hofwägen angespannt zum Abfahren bereit und werden wieder abbestellt.

Von den Ministern und wohlmeinenden Råthen ermahnt, ihren Günstling Marforio, eine dem Volke verhasste Persönlichkeit, zurückzulassen, wird Isabella zornig und äußert, daß sie vorziehe, daß ihr Sohn, der 11jährige „Prinz von Asturien“, nicht über eine solche undankbare Nation wie die spanische herrsche. Als sie, zum letzten Mal in den Wagen gestiegen, denselben wieder verläßt, ruft sie heftig aus: „Wenn sie Hosen trüge, würde sie nach Madrid zurückkehren und zu Pferd an der Spitze der Truppen daselbst einziehen, die Männer aber seien Feiglinge und ein selbstüchtiges, verråtherisches Geschlecht!“ bei welchem Aus-



fall der zur Abreise bereite Hofstaat, ihr Gemahl, ihr Liebhaber, ihr Beichtvater, Generale und Minister anwesend sein mußten. — Alle rathlos!

Sept. 25. Die Staats-Dampfschiffe, welche die Königin nach St. Sebastian begleitet hatten, stechen ohne Befehl und ohne Abschied zu nehmen, in See, um sich der aufständischen Marine anzuschließen, bis an ein einziges, auf das die Königin zählte, das jedoch am folgenden Morgen ebenfalls von der Rhede verschwunden ist!

Sept. 27. Blutiger Kampf in der benachbarten Seestadt Santander, wo die königlichen Truppen nach einem Verlust von 200 Mann abziehen.

Sept. 28. Schlacht an der Brücke von Alcolea über den Guadalquivir bei Cordova, zwischen den Insurgenten unter Marschall Serrano, 10,000 Mann mit 40 Kanonen stark, und der königlichen, ungefähr gleich starken Armee unter Novales, welcher lebensgefährlich verwundet und mit seinen Truppen nach tapferm Kampf zurückgeschlagen wird. Ein Theil derselben geht zu den Gegnern über. Der neapolitanische Prinz von Girgenti, Schwiegersohn der Königin, schlägt sich als Oberst eines Reiterregiments tapfer und fällt in Gefangenschaft, wird aber bald entlassen.

Die siegreichen Schaaren rücken gegen Madrid.

Sept. 29. Madrid in vollem Aufstand. Truppen und Volk fraternisiren. Der königliche Generalkommandant Concha muß nachgeben. Die Revolutions-Junta tritt auf und eine provisorische Regierung wird berufen.

Sept. 30. Der Sturz der bourbonischen Dynastie, sammt dem ganzen Geschlechte und die Entthronung der Isabella wird in Madrid proklamirt und gleichen Tags

Sept. 30., Morgens 9 Uhr, verläßt die Königin als Flüchtige mit ihrem ganzen Hofhalt ihr Land, indem sie über die nahe französische Gränze nach Bayonne eilt, wo sie vom Kaiser und der Kaiserin von Frankreich höflich empfangen, so gut möglich getröstet wird und sodann das Schloß von Pau bezieht.

Oktober 1. Aufstand in Barcelona; der General-Gouverneur Pezuela, Graf Cheste, muß sich flüchten.

Okt. 5. Der Marschall Serrano, Herzog de la Torre, früher ebenfalls Günstling der Königin, zieht in Madrid ein, übernimmt die Präsidentschaft der provisorischen Regierung und beruft als Mitglieder und Minister: Prim für den Krieg, Lopez für die Marine, Ruiz Porilla für den Unterricht, Lopez Ayala für die Colonien, u. s. w.

Okt. 7. General Prim zieht unter großem Gepränge und überschwenglichen Demonstrationen des Volkes wie ein Triumphator in Madrid ein und nimmt seinen Platz in der Regierung.

Okt. 20. Die provisorische Regierung erläßt ein Manifest an das Volk und an die Regierungen anderer Staaten, worin die Veranlassung und Nothwendigkeit der Revolution auseinandergesetzt und die Grundsätze der Ordnung, der Achtung der internationalen Verhältnisse, so wie der Rechte des souveränen spanischen Volkes ausgesprochen werden, namentlich bezüglich der Wahl eines künftigen Regenten. Die republikanische Partei zeigt sich jedoch sehr unzufrieden, regt sich überall und verlangt Theil an der Regierung.

Okt. 23. Der 75jährige General Espartero, Herzog de la Victoria, erklärt seinen Anschluß an die Bewegung. Er wird auch eventuell als Regent, sogar als König bezeichnet.

Okt. 25. Der berühmte Republikaner Castellar zieht unter großem Jubel der Anhänger in Madrid ein.

November 7. Die Exkönigin Isabella kommt von Pau nach Paris, in Begleit von 32 Personen, worunter der Prinz von Asturien, ihr Gemahl Don Franz, Don Sebastian und der unvermeidliche Vater Claret.

Nov. 8. Zwiespalt der Parteien in Madrid. Plünderungen im Escorial und großartige Holzfrevel in den königlichen Forsten.

Nov. 11. Bewilligung der provisorischen Regierung zum Bau einer protestantischen Kirche in Madrid.

Nov. 13. Die provisorische Regierung erläßt Wahldekrete, theils zur Erwählung der Gemeindsbehörden (Juntaamientos), theils zur Wahl der Cortes oder Volksabgeordneten.

Nov. 15. Die angesehensten, gemäßigten Bewegungsmänner, unter Dlozagas Leitung und mit Beistimmung Serranos und Prim's, erlassen ein Manifest, worin sie dem spanischen Volke eine sog. demokratische Wahlmonarchie vorschlagen.

Nov. 16. Ein Gegenmanifest der Republikaner unter Castellars Leitung, antwortet mit dem Vorschlag einer Föderativ-Republik.

Nov. 23. In Barcelona große Versammlung (60,000) in föderalistisch-republikanischem Sinn. In Saragossa, Sevilla und an andern Orten ähnliche Manifestationen. Ein Spanier übersezt die schweizerische Bundesverfassung ins Spanische, welche großen Anklang findet.

Nov. 23. Prim hält in Madrid Heerschau über 12,000 Mann.

Nov. 29. Republikanische Versammlung in Madrid in geringerer Zahl als die Zuschauer.

Nov. 30. General Dulce geht als Gouverneur mit Truppen nach Cuba, wo der Aufstand, zum Zweck der Befreiung von Spanien, fordbauert.

Dezember 5. Aufstand der republikanischen Partei in Cadix. Die Auführer verschanzen sich im Rathhaus und errichten Barrikaden.

Dez. 6. u. 7. Angriffe des Gouverneurs mit seinen Truppen, doch ohne Erfolg.

Dez. 8. u. 9. Sie warten Verstärkungen ab. Die Insurgenten nehmen die fremden Consule gefangen. Unterhandlungen zwischen den Parteien.

Dez. 10. Waffenstillstand bis den 11. Dezember Abends.

Dez. 12. Erneuter Angriff der verstärkten Truppen mit heftigem Kanonen- und Kleingewehrfeuer in den Straßen der Stadt. Die Insurgenten flüchten in die Cathedrale.

Dez. 13. Capitulation. Einzug der Regierungstruppen unter General Caballero de Rodas.

Dez. 18. Die Wahlen der Gemeinderäthe fallen größtentheils republikanisch aus.

Dez. 29. u. 30. In Malaga ebenfalls Aufstand der Republikaner, mit Errichtung von Barrikaden, dann am

Dez. 31. Angriff der Regierungstruppen zu Land und zur See und Unterwerfung der Aufständischen.

1869. Januar 21. Die Wahlen in die Cortes fallen in Mehrheit auf Monarchisten. Man zählt demnach 215 Monarchisten, 72 Republikaner und bei 30 Legitimisten.

Jan. 24. Einweihung des ersten protestantischen Gottesdienstes in Madrid.

Jan. 25. Ermordung des Civilgouverneurs von Burgo's, Don Gutierrez de Castro, welcher im Auftrag der Regierung, in Begleit des Polizeiinspectors und seines Sekretärs, im alten, berühmten Dom ein Inventar der Kirchenschätze u. s. w. aufnehmen sollte. Er wollte im Dom seine Pflicht erfüllen, als ein Haufe von den Pfaffen fanatisirter Menschen in die Kirche eindrang und ihn ermordete; die Begleiter des Gouverneurs waren, der eine mit einer Stichwunde, der andere mit heiler Haut entkommen. Große Erbitterung unter den Liberalen gegen die Geistlichkeit; viele Verdächtige verhaftet und in Untersuchung gezogen, auch der Erzbischof von Burgo's. Der bald entdeckte Hauptthäter wird als Mörder zum Tode verurtheilt.

Jan. 27. In Madrid kommen Volksdemonstrationen gegen den päpstlichen Nuntius vor, der von der Polizei geschützt werden muß. Unter dem Rufen: „Tod dem Papst, Tod dem Nuntius, Tod den Priestern!“ wird das päpstliche Wappen verbrannt.

Februar, Anfangs. Die Erzkönigin erläßt ein Protestations-Manifest an die Spanier.

Febr. 11. Eröffnung der constituirenden Cortes in Madrid durch eine wohllaufgenommene Rede des Regierungspräsidenten Serrano.

Febr. 13. Der gemäßigte Demokrat und Alcalde von Madrid Rivero wird mit großer Mehrheit zum Präsidenten der Versammlung erwählt.

Febr. 25. Bestätigung der provisorischen Regierung unter Serrano's Präsidentschaft.

Febr. 26. Serrano nimmt die schwere Aufgabe an und bestätigt sämtliche bisherige Minister.

März, April und Mai. Stürmische Verhandlungen der Cortes über die neue Verfassung.

Juni 1. Annahme derselben durch Abstimmung des spanischen Volkes, mit der Festsetzung, daß ein König erwählt werden soll.

### Ein mächtiger Schneider.

Frage. Wer kann Europa flicken, wenn es einen Riß bekommt?

Antwort. Der Kaiser von Rußland, denn er hat Lappen (Bewohner des Lapplandes).

### Junge Familien.

Der Direktor einer Selttänczergesellschaft annoncirte: „Kinder unter zehn Jahren, wenn sie mit Familie kommen, zahlen die Hälfte.“

### Aberglaube.

„Wer ist draußen?“

„„Ein Gläubiger.““

„Was glauben Sie denn?“

„„Daß ich mein Geld kriege.““

„Ach gehen Sie, das ist Aberglaube.“

### Gute Antwort.

Es rühmte sich Jemand, er könne fünf bis sechs Flaschen Wein trinken, ohne zu viel zu haben. „Sehr stark,“ erwiderte ein alier Mann, „doch thut's mir leid, daß Sie ein Mensch sind, wären Sie ein Schwamm, ich würde Sie wegen Ihrer Verdienste loben!“

### Erwiderung.

Ein vornehmer Herr auf dem Lande lud den Schullehrer einst zum Essen ein, daß er

seinem talentlosen Söhnlein desto besser geneigt sei und ihn schone. Als der Lehrer kam, gab ihm der Herr die Hand aus Herablassung, war sich aber bald reuig und sagte in kränkendem Tone: „Was habt Ihr doch für eine rauhe Hand, ich glaube gar, Ihr seid eigentlich ein Drescher.“ — Das zündete und gleich erhielt er zur Antwort: „Ja, Herr Großrath! das bin ich bisweilen, aber an Eurem Bübli würde ich leeres Stroh dreschen.“

### Aushülfe.

Ein Junge konnte nicht begreifen, wie David habe auf dem Dache seines Hauses spazieren können, als er von da nach der Bathseba herunter lugte und fragte darum in der Schule den Lehrer. Dieser wußte auch nichts von den schönen Terrassen auf den Häusern des gelobten Landes — sagte aber sogleich zum Jungen, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen: „Du Stockfisch! Gesch no nie kei Maudi über ne First gseh spaziere?“

### Neue und alte Gerichtshalter.

„Wie gefällt Euch euer neue Gerichtshalter?“ fragte der abgesetzte einge Bauern. Da sagte der Eine: „He, neue Schuhe drücken halt.“ Ein anderer aber setzte schnell hinzu: „Du lieber Himmel! die alten thäten das auch, wenn wir sie nicht schmierten.“

### Bären-Nazi oder der Spuck im alten Kreuzgang.

(Mit einer Abbildung.)

„Ja Mutter, wer den ganzen Tag geschafft hat wie ein Scherenschleiferpudel, dem thut am Abend ein Schoppen Guten wohl,

„bey Cameraden,“ sagte der Hofbauer-Franz zu seiner Mutter. Sie aber schaute ihn forschend an und fragte: „Und was noch?“ — „He ja. Mutterchen“, antwortete dieser, „mitunter auch ein Blick von Liseli — dann „erst schmeckt der Wein recht gut, wie purer Muschkateller!“ — „Ja, ja, Franz, — die kann dir's! mir aber ist die „Cameradschaft doch lieber für dich, als alle „Blicke Liseli's, wenn sie schon des reichen „Bärennazi's Tochter ist — Kennt man „doch nicht einmal seine Herkunft, er war „ein armer Kupferstecher und Mechaniker — „und man hat nie begreifen können, wie er „zu des früheren Bärenwirth's Freundschaft „gekommen ist, geschweige zu dessen reicher „jungen Wittwe! Seit er aber das zerfallene „Kloster gekauft und den Bären in die „Statthalterei desselben verlegt hat — da „spuckt es wiederum dort in den Kreuz- „gängen, wie vor 80 Jahren, als die Non- „nen ausgetrieben wurden.“ — „Aber Mut- „terchen, was geht mich der Spuck an? Seit „Liseli sich der Wirthschaft angenommen, „nach ihrer Mutter Tod, ist der Bären alle „Abend voll wie ein Ey“, entgegnete der Sohn, „und wenn ich nicht mehr hin soll, „so werde ich musikalisch und — blase Trüb- „sal.“ Darauf sagte die Mutter: „Nu „nu, wer wird denn gleich dräuen, wenn „die Mutter was sagt? aber geh' in Gottes „Namen! Mutterliebe hat auch Blicke.“

So sprach die verwittwete Hofbäurin zu ihrem einzigen Sohne, den sie auf den Hän- den trug und dessen Verhältniß zu Bären- nazi's Liseli der einzige Mißton war zwischen Mutter und Sohn. Liseli hing aber auch mit unbegrenztem Vertrauen an dem statt- lichen, allgemein geschätzten jungen Hofbauer, ungeachtet sie sehr zurückhaltend that, den.

sie war eben so klug, als sittsam und wollte um keinen Preis eine unwillkommene Sohns- frau werden. —

Beim Bären aber saßen vier Männer in der innern Gaststube bei ihren Schop- pen und dampften einen hübschen Nebel über ihren Häuptern zusammen. Einer von ihnen, der Herr Statthalter, sagte, Liseli nachschauend: „Es ist doch jammerschade um „das schmucke Ding, alles ist so manierlich „an ihr.“ — „Wo — was ist denn schade? „nicht daß ich wüßte“ — fragte darauf der Schultheß, der Liseli's Pathe war. „Ach! „das Mädchen in Ehren — Respekt vor „Liseli!“ erwiederte der Statthalter — „aber „sein Vater — hm! der steht bei mir schon „lange auf dem Kerbholz. Seit er das „alte Kloster gekauft und den Bären hierher „verlegt, trägt er die Nase höher, als ein „Landvogt, ist Abends nie mehr sichtbar, „flankirt herum und wirft mit Bankscheinen „um sich, als flögen sie ihm zum Fenster „hinein — und der Spuck!?“ — „Das „macht der große Staatskeller im „Kloster,“ sagte der Doktor, — „und „um den Spuck gibt er nicht so viel.“ — „Da hat er doch nicht recht,“ meinte der Gemeindefschreiber, „da gibt es denn doch „zu viele glaubwürdige Zeugen im Orte, „welche, erst noch kürzlich in der letzten „Walpurgisnacht, die Procession gesehen „haben, wo die längst begrabenen Kloster- „frauen als Gerippe in ihren Leichentüchern „und jede mit einem kleinen Kindergeripp- „chen auf den Armen, ihren schauerlichen „Umgang hielten, im Kreuzgange, puh! mir „graust es nur vom hören sagen!“ — „Pap- „perlapah!“ rief darauf der Doktor lachend, und zu Liseli gewandt, die eben den Neben- tisch bediente, fragte er, was Sie davon

halte. „Von was?“ fragte Eifeli rasch umschauend. „Se von dem Umgang der Konnen im Kreuzgang“ — ergänzte der Doktor. „Dummes Zeug das“ — erwiderte Eifeli hell auflachend, — „vom puren Neid erfunden.“ — „Jä, gib Axt Kind!“ neckte der Doktor, „wenn wir ein Paar Flaschen vom hintersten Faß, — gerade jetzt zu dieser Stunde — verlangen würden? — dazu hättest du doch die Courage nicht, sie alleine zu holen.“ — „Gilt's eine Wette?“ fragte Eifeli. — „Nein, nein! bei Leibe nicht!“ wehrte ängstlich der Schultheß, „mit solchen Dingen treibt man keinen Spaß.“ — Da antwortete aber das Mädchen mit freundlichem Ernst: „Verzeihen Sie, Herr Götteri, ich mache keinen Spaß; der gelehrte Herr da hat so stets allerhand sonderbare Redensarten, nun will ich ihm einmal zeigen, daß ich mich nicht foppen lasse. Nun, Herr Doktor! Was gilt die Wette, gilt's drei der schönsten Rosenstöcke aus Ihrem Garten, nach meiner Auswahl?“ — „Meinetwegen,“ antwortete der Doktor schon etwas kleinlaut. „Topp! eingeschlagen!“ „Ihr Herren seid Zeugen,“ rief das Mädchen lachend in übermüthiger Laune und verschwand hüpfend aus der Stube.

Darauf entspann sich eine lange und unanmuthige Diskussion über dieses Thema, als von dem Tische her, wo die jungen Leute saßen, Franz, der Hofbauer, herzutrat, mit einer 500 Franken-Note, und die alten Herren fragte, was sie davon hielten, seine Kameraden hätten sie für falsch erklärt. Sogleich nahm sie ihm der Statthalter aus der Hand, hielt sie vor das Licht und erklärte sie auch für falsch, — das Wasserzeichen sei nicht im Papier, sondern nur nachlässig außen auf dasselbe gemalt,

dann ersuchte er den Hofbauer, ihm das Exemplar auf kurze Zeit zu überlassen und sagte „Ja, ja! solche Fexen kursiren schon seit geraumer Zeit und ich glaube, den Verbrechern auf der Spur zu sein.“

Gleich darauf erschien Eifeli wieder und stellte vier Flaschen auf den Tisch: „Da Herr Doktor, die Wette habe ich gewonnen, den Wein kennen die Herren, und morgen lese ich mir die Rosenstöcke aus!“ Darauf starrte sie aber die 500 Franken-Banknote mit unverwandten Blicken an, und stürzte endlich todtenbleich zum Zimmer heraus, daß es den Herren ganz unheimlich zu Muthe wurde. Als sie ihr nachriefen, schlirpte Elsbeth, die alte Hausmagd, herein und berichtete, Eifeli sei ganz verpörrt in ihr Zimmer hinauf gegangen. — Da zog Alles verdrießlich nach Hause.

Des andern Abends erschien Eifeli wieder in der Gaststube, allein wie geknickt, ohne Jemand anzublicken und sprach nur das Allernöthigste. —

Der Doktor saß wie auf Kohlen. Am besorgtesten war unser Franz; er konnte sich Eifeli's scheues Wesen auf sein gewohntes freundliches Entgegenkommen gar nicht enträthseln; da stieg ihm noch ein Verdacht auf, der ihn vollends niederschlug. Die bewußte falsche 500 Franken-Banknote hatte er von Eifeli's Vater für Frucht und Delsamen als Zahlung bekommen.

Nach einigen Tagen ermannte er sich jedoch und hielt eine geheime Unterredung mit Eifeli, an deren Schluß sie laut schluchzend jammerte: „Ach Gott! ich dich nicht mehr lieb haben!? — ich darf nicht mehr, wenn du auch Nichts dafür kannst — aber sieh' mich nicht so herzbrechend an, es ist ja doch Alles aus!“ Mit diesen Worten

stürzte sie fort und verschwand im Hau'e.

Unser Hofbauer war freilich arg erschrocken über diese Erklärung, verlor aber den Kopf nicht, denn er sah wohl, daß hier etwas ganz Ungewöhnliches dazwischen liege. Er ging daher anscheinend ruhig in die Gaststube, verlangte von der alten Else einen Kaffee, weil er noch nicht gefrühstückt habe und sagte unbefangen: „Was Teufels ist denn los bei euch, daß sich Meister Nazi seit Wochen nicht mehr sehen läßt, und Eifeli herumerschleicht, wie der Schatten an der Wand?“ — Da sagte die Alte pfiffig: „Ja Herr Hofbauer! was mich nicht brennt, das blas ich nicht,“ und wollte gehen. Franz aber stand auf, drückte ihr freundlich einen Fünffränkler in die Hand und sagte: „Das ist recht, aber vertraut euch meiner Mutter an, die hält große Stücke auf Euch und Ihr wißt mehr als wir.“ Darauf ging er sinnend dem Amte zu.

Nun aber was mag Eifeli begegnet sein damals im Keller? Ohne an Spuck und Gefahr zu denken, ging sie mit einem Laternchen in den großen Keller. Nachdem sie bereits mehrere Fässer passiert hatte, huschte ein Licht im Hintergrunde vorüber. Beherzt wie sie war, sprang sie mit einigen Säßen der verdächtigen Stelle zu, denn sie dachte sogleich an Diebe bei der Flaschenhürde, die zu hinterst stand. Da war aber Alles in Ordnung. Hingegen entdeckte sie bei sorgfältigem Beleuchten rechts und links hinter den letzten großen Fässern je eine kleine, starke, eichene Thüre, von denen sie vorher keine Ahnung hatte und — auf dem Boden vor der einen — ein weißes Papier — es war eine 500 Franken-Note. — Das beunruhigte sie, indem sie dabei ganz natürlich an ihren Vater dachte, den sie von jeher

als einen Geheimnißkrämer kannte. Sie zog daher ihren Wein ab, kehrte zurück und stellte die gefüllten Flaschen vor den Doktor hin, wie wir bereits wissen. Als sie da aber in der Hand des Herrn Statthalters eine ganz gleiche 500 Franken-Banknote sah, der gerade etwas von „Verb ehern“ ausgesprochen, als sie hereingekommen, da überfiel sie eine unerklärbare Angst, die sie sogleich zu ihrem Vater hinauf in sein Zimmer trieb. Dort angekommen, fand sie ihn nicht. Bald aber hörte sie sonderbare Tritte von der gegenüberstehenden Zimmerwand her, die immer näher kamen, — darauf ging ein ganzer Theil des Getäfels wie eine Thüre auf, und — ihr Vater trat aus einer finstern Tiefe in das Zimmer, mit einem dicken Bündel Papiere im Busen. — „Herr Gott!“ — schrie der Alte, „Du unglückliche Kreatur! was thust Du hier?“ — Eifeli aber erzählte sogleich ganz unbefangen den ganzen Hergang mit der Wette und den Fund im Keller und legte die Banknote auf das Nachttischchen. Hierauf steckte Bärens Nazi die Banknote zu den Papieren im Paket und sagte nach einer Weile wie befriedigt aufseufzend: „Wie habe ich so erschrecken können! — Schau da geht Alles mit rechten Dingen zu; ich habe neben dem großen Keller hinten zwei geräumige Kammern gefunden, von denen die eine mit diesem Zimmer, die andere mit dem Kreuzgang durch heimliche Treppen und unterirdische Gänge verbunden sind und da habe ich meine Wertpapiere und Kostbarkeiten aufbewahrt. Jetzt weißt du Alles und wirst es auch für dich behalten, denn dein eigenes Vermögen, von deiner Mutter her, ist auch dabei. Jetzt aber gute Nacht, mein Kind! und sei flug!“ — Eifeli ging

anscheinend befriedigt fort, allein was in ihrem Innern vorging und welch' schrecklicher Verdacht in ihr aufgestiegen, das haben wir bereits zur Genüge angedeutet.

Unterdessen war der Statthalter nicht müßig geblieben. Das Zusammentreffen mancher einzelner Umstände mit der Herkunft der 500 Franken-Banknote des Hofbauern aus der Hand Bärennazi's und mit dem Gemüthszustande seiner Tochter, brachte in dem Kopfe des erfahrenen Polizeimannes einen Schluß zusammen, der ihn von nun an alle seine Fäden um das Klostergebäude und seine Bewohner ziehen ließ. Bald wurde auch eines Abends ein verdächtiger Bursche, der als Mechaniker sich in der Gegend umhertrieb, im Kreuzgange aufgegriffen, und in Verwahrhaft gebracht, wovon sich die Folgen bald zeigen werden. Doch kehren wir wieder zu Franz zurück.

Als der Hofbauer vom Statthalteramte zu seiner Mutter zurückkehrte, nahm sie ihn sogleich bei Seite, um ihm mitzutheilen, was sie von der alten Else vernommen: „Franz, lieber Franz! — gräme dich nicht um Eifeli,“ sagte sie begütigend, „Bären-Nazi ist nicht ihr Vater, sie stammt noch aus erster Ehe ihrer Mutter, die bereits in Hoffnung war, als sie Wittwe wurde. — Else war damals dabei, als ihr braver erster Mann an jenem schrecklichen Abende mit blutendem Walse vor ihr todt darniederstürzte, mit dem Ausrufe: „Der Nazi!“ — Da haben sie dann den armen Korbernazi verhaftet, den man mit des Erstochenen Uhr und Geld im Grummetgraben gefunden, wo er im Rausche hineingefallen war, und oben auf dem Fußweg das blutige Messer. Die arme Frau aber meinte, ihr Mann

„habe noch nach seinem Freunde, dem nachmaligen Bärennazi gerufen, ließ diesen auch sogleich holen und der benutzte den Irrthum, sich vor jedem Verdacht fern zu halten und nach und nach Alles, was sein Freund besessen, Frau und Wirthschaft und die prächtigen Güter, an sich zu bringen. Später sollen ihr die Augen aufgegangen sein und sie sich darüber zu Tode gegrämt haben. Bärennazi muß öfters im Traume geschwaßt und sich vor der Frau verrathen haben; er war der Mörder und hatte dem betrunkenen Korber-Nazi die Gegenstände zugesteckt. So sagt die alte Else.“

Am Abend des nämlichen Tages saß Bärennazi auf seinem Zimmer von Höllenangst gefolttert in seinem Lehnstuhl, Eifeli vor ihm auf den Knien, laut schluchzend und vergeblich bemüht, ihm eine Pistole aus der Hand zu entfernen. — „Oh Eifeli!“ jammerte der Elende, — „hätte ich ein Gewissen wie Du! — aber in mir brennt es schrecklich! — An Dir wollte ich wieder gut machen, was ich an deinen Eltern und Korbernazi verbrochen. In dem Paket da findest du Alles — auch dein ganzes Privatvermögen — gib es deinem Götti, er wird Alles geltend machen. — Oh! oh! da kommen sie!“ — Ein Schuß krachte und Bärennazi lag todt in seinem Blute. Gleich darauf öffnete sich die verborgene Wandthüre, der Statthalter mit Polizeimännern und zwei Gebundenen trat ein. „Um Gotteswillen! der Erzschem durch Selbstmord entronnen!“ — rief er — „Nun — desto besser für das arme Mädchen.“ — Das Weitere kann sich jeder selbst ausmalen. In den beiden Kammern, neben dem Keller, fand sich auch der ganze Apparat zur Anfertigung

Wären-Mazt oder der Spud im alten Kreuzgang.





falscher Banknoten mit Kupfertafeln, Instrumenten und Presse. Die Helfershelfer gestanden Alles und kamen auf lange Jahre in's Zuchthaus. Sie waren es, die mit falschen Figuren den Nonnenspuß getrieben.

Liseli verfiel in ein hitziges Nervenfieber. Als sie aber nach mehreren Wochen, im Hause des wackeren Schultheißern, wieder zur Besinnung kam, fand sie durch ihren getreuen Götli alle ihre Verhältnisse geordnet, ihren rechten Namen anerkannt und bereits überall verbreitet und — ihren Franz — überglücklich, sie nun aller Angst und Gefahr enthoben zu sehen. Wer war froher als sie, nach vollkommener Genesung in die Arme ihres getreuen Geliebten und seiner vortrefflichen Mutter zu eilen und in der neuen Heimat die düstere Vergangenheit allmählig zu vergessen!

Der neue Bären sammt dem Klosterumfang wurde verkauft, die unterirdischen Gänge von Amtswegen verschüttet und vermauert und so hatte die Notenfälscherei und der Nonnenspuß für immer ein Ende.

### Die Sonnenuhr im Schurz.

Eine faule Frau schickte ihre Magd in den Garten, um auf der messingenen Sonnenuhr zu schauen, wie spät es sei, denn sie wäre noch gerne länger im Bette gelegen. Da kam die Magd, die das Ding nicht recht verstand, mit der Sonnenuhr im Schurze herauf, vor das Bett ihrer Frau: „Da cheut der sälber luege, was für Zyt es isch, i verstaß mi nüt druf.“

### Tröstliche Bertheidigung.

Ihr guten Männer, denkt bei euerm Klagegesange:

„Die Weiber kosten viel, — doch wäähren sie auch lange!“

### Gesundheitschädliches.

„Warum ist der Selbstmord ein Laster?“ wurde ein Knabe gefragt. Nach einigem Besinnen erwiderte er: „Weil er der Gesundheit schadet.“

### Originell.

In einem Heirathcontract kam die Stelle vor: „Dst berührte Jungfrau Braut.“

### Frage.

Welche Namen sind die besten?

Antwort. Die Einnahmen.

### Die beste Gesellschaft.

Ein junger Ehemann, der eine liebe und kluge Frau besaß und seine Abende meistens daheim zubrachte, bekam einst von einem gar vornehmen Weltmanne den Vorwurf, warum er sich denn niemals mehr in der besten Gesellschaft zeige, er sei ja ganz unsichtbar geworden. Da gab er zur Antwort: er sei alle Abend nicht nur in der besten, sondern sogar in der allerbesten Gesellschaft, nemlich bei seiner Frau. Der vornehme Frager schwieg etwas betroffen.

### Guter und schlechter Arzt.

Was ist für ein Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Arzt? fragte Jemand in einem Freundeszirkel. Da sagte ein Anderer, es komme am Ende auf eins heraus, da doch keiner ein Kraut gegen den Tod habe. „Ganz recht,“ erwiderte der Erste, „der gute Arzt hat keines gegen, aber der schlechte hat eines für den Tod; darin liegt eben der Unterschied.“

## Fieber und Durst.

Doktor: „Ich werde Ihnen etwas verschreiben, Herr M., daß Ihnen das Fieber und der Durst vergeht.“

Patient: „Befreien Sie mich nur vom Fieber, Herr Doktor, den Durst kann ich selbst vertreiben!“

## Ein kurioser Briefkasten.

Ein Jude ritt auf einem elenden Klepper durch ein Dorf. Ein Mann wollte ihn wegen des magern Pferdes höhnen und rief: „He, Kourier, nimm mir den Brief mit!“ — Der Jude sieht sich um, hebt dem Gaul den Schwanz in die Höhe und ruft: „Da werft ihn in den Briefkasten!“

## Nobel.

Kellner: „Da fehlen noch 50 Rappen an der Uerti.“

Gast: „Das isch für i d'Chuchi.“

## Der alte Fritz.

Friedrich der Große, König von Preußen, hatte einen sehr verschuldeten General, den er aber sehr liebte. An des Generals Geburtstag schickte der König diesem eine Partie Fünfsthalerscheine, ganz schön als ein Buch eingebunden, welches Buch dem General ganz besonders wohlgefiel. Bald darauf fragte ihn der König: „Nun, Herr General, wie hat Ihnen das Buch gefallen?“ Dieser antwortete: „Sehr gut, Majestät, so gut, daß ich begierig bin, den zweiten Band bald auch zu bekommen.“

Derselbe König saß bei Tisch und disputirte mit seinem General Zietzen über eine Schlacht; jeder wollte Recht haben. Eben kam ein gebratener Kapaun auf den Tisch; Zietzen ergriff ihn, sagte: „Majestät, wenn

es nicht so ist, so esse ich den Tod an diesem Kapaun“ und biß herzhaft hinein.

## Originelle Todesanzeigen.

Eine Wittwe machte den Tod ihres Mannes, der ein arger Trunkenbold war, in den Zeitungen mit folgenden Worten bekannt: „Gestern um halb sechs Uhr, als um die Zeit, wo er gewöhnlich die Fränkelsche Weinstube zu besuchen pflegte, verschied mein geliebter Gatte, Arthur Zappe, in der Blüthe seiner Jahre. Sein Durst nach dem Jenseits war groß. Mehrere Züge aus seinem Leben werden mir unvergeßlich bleiben.“

Eine Frau zeigte im Wochenblatt von N. Folgendes an: „Mein Gatte ist nicht mehr. Er wollte nicht länger leben. Wenn er aber auch gewollt, das Podagra trat ihm in den Magen und in der Nacht vom 9/10. Februar kam der Tod dazu. Ich setze das Gewerbe fort. Zugleich zeige ich an, daß es unwahr sei, daß ich meinen Altgesellen heirathe. Ich verbinde mich mit dem Arzt meines Gatten, der dem Verstorbenen so viel Treue und Liebe bewiesen, daß ich getrost zu ihm Vertrauen fassen kann. Beileidsbezeugungen verbittet die trostlose Wittwe Katharina, gelbe Leuchter-Fabrikantens selige Wittwe.“

Im Intelligenzblatt von N. zeigt Jemand an, „es habe dem Ewigen gefallen, seine seit 23 Jahren besessene Frau in ein besseres Leben abzurufen.“

## Frühlingsgefahren.

Kräuter schießen, Vögel schlagen,  
Gräser stechen rings heraus,  
Strahlen blitzen, Wolken jagen,  
Alle Zweige schlagen aus.

## Anderes Geschlecht.

Auf einem Ball, wo wegen des kleinen Lokals die Hitze sehr groß war, sagte ein Herr zu seiner Tänzerin: „Es ist unerträglich heiß, ich schwitze wie ein Esel. Schwitzen Sie auch so, mein Fräulein?“ — „Nein,“ versetzte diese, „ich gehöre ja zu einem andern Geschlecht.“

## Verreden.

In *Kabale und Liebe* von Schiller versprach sich der Darsteller des Ferdinand bei den Worten: „Umgürte dich mit allem Stolze deines Englands, ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling,“ auf folgende Weise: „Umengle dich mit allem Gurte deines Stolzlands, ich verjüngle dich, ein deutscher Werfing!“

## Amerikanische Ausschneiderei.

Ein amerikanisches Journal warnt, erfrorene Menschen in warme Zimmer oder Betten zu bringen und erzählt einen Fall, der sich unlängst ereignet haben soll. Es wurde nämlich ein Erfrorener in eine warme Stube gebracht und mit Tüchern zugedeckt, um ihn in's Leben zurückzurufen. Als man aber nach einiger Zeit nach ihm sehen wollte, war er zerschmolzen wie ein Eiszapfen und nichts mehr zu finden, als nasse Betttücher und am Boden ein Rückstand Flüssigkeit.

## Ein Kaltblütiger.

In einem Gasthose logirte ein angesehener Herr. Dieser legte sich zur Ruhe. Auf einmal brach im Hause Feuer aus. Der beängstigte Bediente lief zu seinem Herrn, weckte denselben und schrie: „Herr, in Nr. 4 brennt es.“ — „So!“ antwortete der Herr, „in welcher Nummer bin ich?“ — „In

Nr. 12,“ antwortete der Bediente. „Nun, so komm wieder, wenn es einmal in Nr. 9 brennt,“ befahl der Herr, legte sich wieder auf die Seite und schlief ruhig fort.

## Trink- oder Sterbelied.

Ein Ungar hielt das schöne Sterbelied: „Wie sie so sanft ruhn“ für ein Trinklied. Er las nämlich das angegebene Tempo: „sanft, ruhig und mit Nachdruck“ für „saft ruhig und mit Nachdruck.“

## Wer denkt an Alles!

Ein Husarenoffizier aus Ziethens Regiment verlor in der Schlacht sein Bein und ward darum von Ziethen bedauert. Da antwortete er: „Es geschieht mir ganz recht, Ihr Gnaden Herr Oberst. Ich empfehle alle Tage unserm lieben Gott Leib und Seele, aber an das schlechte Bein da habe ich nicht gedacht.“

## Der Better Götti.

(Mit einer Abbildung.)

„Wohi? wohi so andächtig, Better Hagebühl?“ fragte Schächefami, als jener gesenkten Hauptes ganz tiefsinnig an ihm vorüberging, ohne zu grüßen. „I wott i d'Stadt,“ gab Hagebühl zur Antwort. „He! pressiert's de sövel, daß der nit emal der Wyl heit, ein z'grüße?“ fragte darauf Schächefami und vertrat seinem Better den Weg. Dieser aber wich ruhig aus und setzte schweigend und gesenkten Blickes seinen Weg fort, so daß der andere anfangs stutzig zu werden, denn er hatte nicht das beste Gewissen — war doch Hagebühl sonst die Freundlichkeit selber und hatte für Jedermann ein munteres Wort.

Immer die Hände auf dem Rücken und starr auf den Boden schauend, als hätte er etwas verloren, schritt Hagebühl bedächtigen Schrittes auf der Landstraße fort, an manchem Bekannten vorüber, der ihn vergeblich grüßte, bis er endlich nahe vor der Stadt Bauch an Bauch an den Bazenwirth anprallte, der gerade vor seiner Pinte stand und ihn mit den Worten auffieng: „Uh hä! Meister Hagebühl, nume nit so stürchlig dur d'Vüt dure!“ Hagebühl aber sah kaum auf und kommandirte nur einen Schoppen Rothwein unter die Linde, den ihm der befreundete Wirth selber bringen sollte, weil er ihn etwas „Appartes“ zu fragen habe.

Dort beisammen sitzend, fragte nun Hagebühl den Bazenwirth nach Rechtsagent oder „Affkate“ in der Stadt und was für einen er ihm anrathet? — „O Herr Siesis, Siesis, Meister Hagebühl! wott's da use?“ — „Ja, da use wotts jis nadisch,“ erhielt er zur Antwort und sich hinter den Ohren kratzend, sagte der Wirth mit bedenklicher Miene: „By Eyb u Sterbe nume key Prozeß! Dir b'chönnet ja d's Sprüchwort, — verglychet ech lieber, wenn ig ech öypis z'rathe ha.“ — Hagebühl aber sagte trocken: „Nih, dä Kung heynt dir mer nüt z'rathe, dafür wott i just i d'Stadt.“ Einige Zeit darauf erwiderte der Bazenwirth: „Minetwege, wenn's de abso lut sy muß. Affkate git's gnug da inne, und i wüßt ech unter ne nadisch eine vo de Mehbbessere.“ — „He nu su de, wie heißt er?“ fragte Hagebühl und zog seine Brieftasche hervor, „u wo wohnt er?“

Nun nannte ihm der Bazenwirth einen Herrn P a k a n. — Das sei ein alter Herr, der lasse sich Doktor schelten und den wollte er Keinem anrathen, der nicht „sauber über's Nierenstück“ sei. Er habe

neben an seinem Schreibtische einen Knittel hängen, der ursprünglich nur ein Meerröhrli gewesen sei, den er aber nach und nach mit den Briefen und Akten von Tröhlern und Proceßkrämern, die er damit fortgejagt, so überklebt und überpappt habe, daß er nun während seiner mehr als vierzigjährigen Praxis zu einem Prügel angeschwollen sei, mit dem man einen Ochsen sturm schlagen könnte, er nenne ihn nur seinen „Bettler Götli“; wenn man dem aber mit etwas „Rechtsem“ komme, so frage er nicht, ob reich oder arm, nehme es an und führe es durch vor Amtsgericht und Obergericht, bis gewonnen sei, denn alle Richter hätten Respekt vor ihm.

Darauf stand Hagebühl auf, zahlte seine Zeche, nachdem er noch seine Notizen durchgesehen und betrat die Stadt. Der Gang wurde ihm sauer, denn er hatte gewaltigen Respekt vor Prozessen und bisher alle dergleichen Streitigkeiten ängstlich vermieden. Auch kam es ihm wohl ein wenig über's Herz, was ihm der Bazenwirth von Doktor P a k a n's Sonderbarkeiten gesagt hatte, und mit dem bewußten „Bettler Götli“ wünschte er eben auch nicht nähere Bekanntschaft zu machen. Er getröstete sich jedoch seines guten Gewissens und machte im Stillen einen eigenen Plan, wie er sein „Sächli“ dem wunderlichen alten Mann vorbringen wolle, um dessen Meinung und Rath am sichersten und unbefangenen zu erfahren. Nach längerem Suchen stand er vor dem zwar kleinen und bescheidenen, aber sauberen Hause des gefürchteten Doktors P a k a n, wo man „sauber über's Nierenstück“ sein sollte und den „Bettler Götli“ zu fürchten hatte. Im Hausgang fand er einen einzigen Glockenzug und nachdem er diesen angezogen hatte, kam sogleich ein ältlicher Herr mit

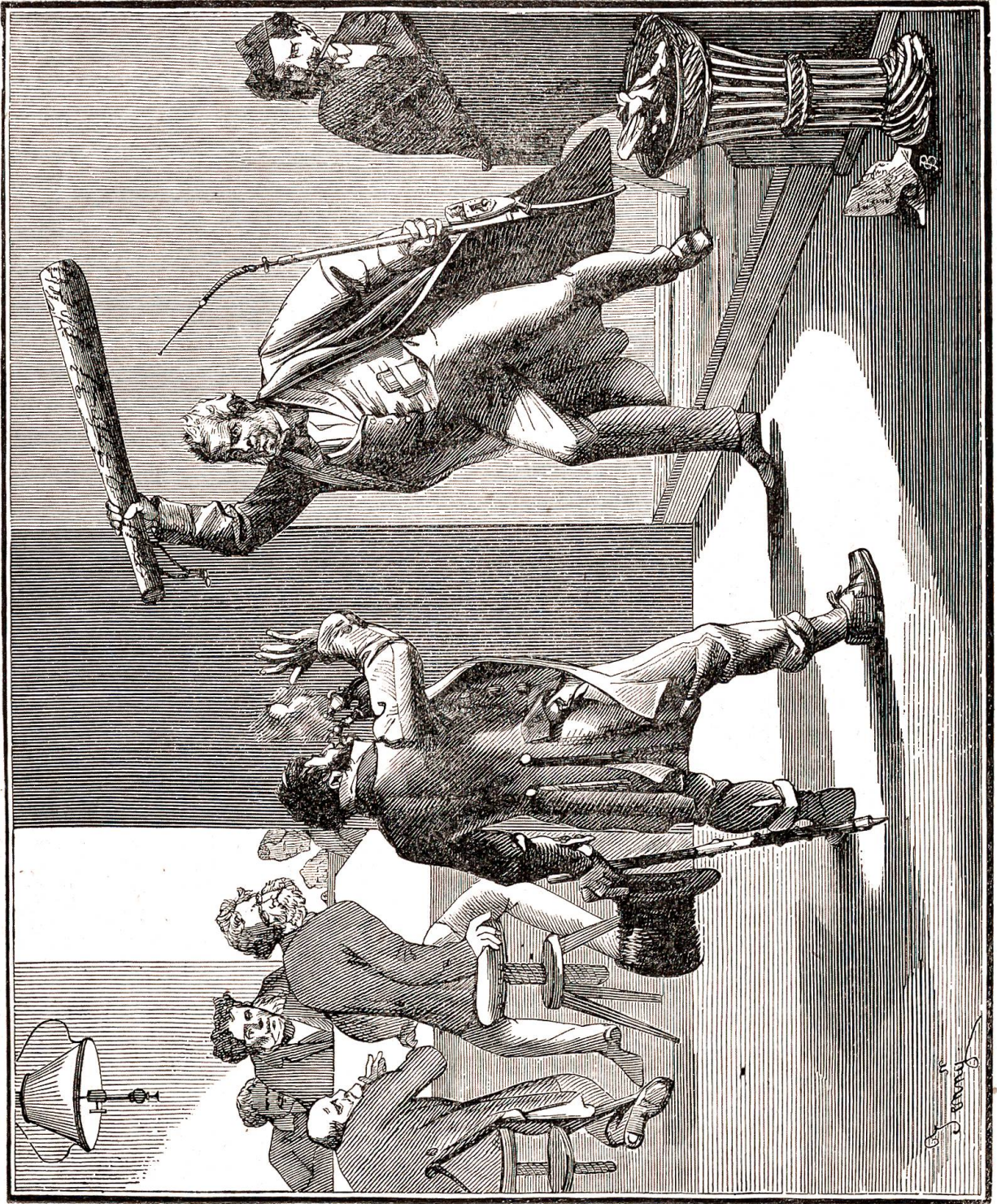
Schreiber-Aermeln aus einer Thür zu ebener Erde. Hagebühl fragte: „Bin i da recht?“ „I möcht zum Dokter Pafan.“ — „Ganz recht,“ antwortete der Schreiber und führte den neuen Klienten in das Zimmer, aus dem er selbst soeben gekommen war. Dieses war groß und hatte drei Fenster mit hübscher Aussicht auf das Land. Hagebühl sagte im Hereintreten zu sich selbst: „Jiz Kuraschi!“ „Es wird öppe nit z'Tödte ga!“ und nahm das Herz in beide Hände.

Ein alter, aber noch kräftig aussehender Herr spazierte mit einer langen Pfeife zwischen vier besetzten Schreibpulten auf und ab und empfing Hagebühl kurz und ernst, aber nicht unfreundlich, es war Doktor Pafan selbst. Nach den üblichen Vorfragen und Antworten sagte der Doktor: „So erzählet mir jetzt euern Fall.“ — Darauf begann Hagebühl mit „He, was i ha welle säge“ und brachte endlich heraus, daß er eine Klage anzubringen habe, aus welcher ein Prozeß hervorzuwachsen könnte. „Dho! da wei mer de erst no luege. Was ist das für ne Schlag? Use mit der Sprach!“ So sagte der Doktor, indem er stärkere Rauchwolken ausblies. Hagebühl aber fuhr fort: „He luegit, Herr Fürsprech, ig u Schächefami, mi Nachbar — mer sy noh Betteere z'säme — Ja, da hätte mer dä Hustage es ordeligs Grundstückli z'sämen, ersteigeret vo der Spitteldirektion, wo's het la usbiete. — Meine het's samethaft ganz, allei baar uszahlt i luter Gulb u Banknote. — Es het währli 14,000 Fränkli, g'macht u het mi fast g'raue, won is da ufem Tisch ha gseh liege. Aber kauft isch kauft u du heimer theilt, halb Part, das het eim grad 7000 Fränkli troffe, un es Papier drüber la uffesse. Der Eint het d's ober Stück gnoh u der Anger d's un-

gere. Jiz isch dä Summer druf d'Wassergröfi cho — Dir wüssit — u het d's ungere mit Grien u Schutt u Steine überführt, daß es key Santine meh werth ist, kunträri, me noh sötti s'ys gut Geld z'ham-pfele Wys dry gheye. — Jiz meint Schächefami, i sött ihm notti my Part dra zahle, wil der Termin uf Martistag abgloffte gsy syg — lut der G'schrift, u das finden i nit billig, won i doch nüt meh dervo ha.“

Der Doktor hörte ihm ohne jede Unterbrechung stehend zu, bis er zu Ende war; dann sagte er, hoch aufgerichtet und Hagebühl mit durchdringenden Blicken messend: „So, das wär also eue Casus! — Suberi Histori das! — Gället, zum Baar-zahlen isch euch der Schächefami Betteers gnug gsy, aber jiz, wo Dir zahle söttet, heißt es: Nir Bruder im Spiel! und er sött jiz der Schaden alleyni an ihm selber ha, wo sich doch so wenig um d'Wassergröfi vermag als Dir! — Und zu so öp-pisem unterstandet Dir ech, mi welle cho z'Gfatter hätte? — Nei! Poz Dornen u Distle! Wenn Dir nit urplözlich der Finkestrich nehmet, so lan ig ech vom Betteer Götti der Weg uf d'Gass use zetge, daß ech d's Umecho uf euer Lebtag verleide soll!“ — Mit diesem griff er hinter sein Schreibpult nach seinem Papierprügel und schwang ihn schon drohend über Hagebühls Haupt, als dieser ganz unerschrocken und lächelnd die Hand vorhielt mit den Worten: „Nit, nit, Herr Dokter, so han is nit gmeint, — i han echs just z'hingerfür aggäh. — I bi dä, wo zahlt het u Schächefami ist dä, wo jiz nit zahle wott. — I ha drum däicht, i vernehm uf die Manier grad am beste, was mi Widerpart z'hoffe hätt, wenn is zum ene Prozeß cho ließ u jiz weißis.“

Der Better Götti.



— Da brach die ganze Schreibstube in ein Gelächter aus, am lautesten der Doktor. — „Lueget, lueget,“ sagte er, indem er seinen Better Götti wieder hinter das Pult hieng, „Dir syt aber doch e Welts Karnali-Bogel, „eim so az'führe!“ streckte aber gleichzeitig Hagebühl bieder die Hand dar und schüttelte die seine auf's kräftigste. „Nüt für ungut, „Herr Doktor, verzieht mer d'Zugi — i ha „drum noh nie mit Affikate z'thüe g'ha,“ sagte darauf Hagebühl und erzählte nun treuherzig noch manches, das zur Sache gehörte und auch nicht. Der Schaden von der WassergröÙe sei übrigens auch nicht so arg, wie es aussehe; er wolle dem Schächesami gern 1000 Fränkl nachlassen und ihm noch abraumen helfen; die Tagelöhner seien auch froh über Arbeit im Winter und der heurige sei besonders gut dazu; dann könne Schächesami immer noch Kartoffeln und Sommerfrucht auf den Acker thun und am Ende hätten sie jedenfalls einen „hauptguten“ Kauf gemacht, das möge auch was „verliden.“

Da trat der Doktor, der sich seither alles notiert hatte, wieder herzu und sagte: „Dir „synt my Ma, Hagebühl. Cui Sach ist jiz „m yni und wie g wunne. Bringet mer „numen eue Better dahere, i will ihm der „Chopf scho der recht Weg dräye.“ Dieß geschah auch wirklich acht Tage darauf. — Schächesami zahlte gutwillig seine restierenden 6000 Franken; Hagebühl half ihm dann redlich beim Abräumen und als das Stück wieder brauchbar und angesäet war, hielten beide Nachbarn mit Herrn Doktor Pagan und dem Bazenwirth, der Hagebühl so gut gerathen, den Versöhnungschmaus auf des Letzterm schönem Sitze und lebten fortan wieder wie früher als die besten Nachbarn.

## Einiges vom Schützenfest in Zug vom 11. bis 21. Juli 1869.

Das eidgenössische Schützenfest, nachdem es am Sonntag den 18. Juli bei einem Besuche von etwa 50,000 Personen seinen Höhepunkt erreicht hatte, ist am Mittwoch den 21. Juli zu Ende gegangen. Es wurden im Ganzen 564,761 Rehrmarken gelöst: 2308 Doppel im Stand, 2225 im Feld, 1219 in der Infanterie, 318 im Schnellfeuer und 190 Nachdoppler.

Schützenkönig im Feld wurde Böfiger von Roggwyl mit 709 Nummern; ihm folgten Staub von Wädensweil mit 418 und Hauri von Reinach mit 389.

Schützenkönig in der Infanteriescheibe ist Staub von Wädensweil mit 686 Nummern.

Im Schnellfeuer machte das Beste Böfiger von Roggwyl mit 36 Treffern und 65 Punkten; ihm folgten Brechbühl von Steffisburg mit 35 Treffern und 62 Punkten und Hauri von Reinach mit 33 Treffern und 62 Punkten.

In den Scheiben „Behendigkeit“ und „Fertigkeit“ hatte Brechbühl das Beste mit 38 und 39 Treffern und 65 und 62 Punkten.

Die ersten Gaben gewannen im Feld — „Vaterland“: Ringli von Einsiedeln; im Infanterie — „Vaterland“: Wyß von Solothurn; im Stand — „Vaterland“: Giroud von Neuenburg.

Eine eigenthümliche Episode an diesem Feste bildete ein Wettkampf, den 5 Engländer anboten und 5 Schweizer aufnahmen. Schweizerischer Seits betheiligten sich daran Brechbühl, Streiff-Luchsinger, Böfiger, Keller aus Appenzell und Pfeningger aus Zürich. Man schos auf 1000 und auf 1500 Fuß und jeder Schütze hatte je 10 Schüsse. Auf

die erstere Distanz waren die Schweizer ihren Rivalen um 9 Scheiben- und 14 Mannstreffern voraus, auf 1500 Fuß hingegen nur noch um 2 Scheiben- und 1 Mannstreffern. Von den Unserigen schoss Brechbühl am besten.

In der Festhütte erregte es viele Freude, als an der Mittagstafel, Montags den 12. Juli aus Frankfurt am Main folgendes Telegramm eintraf:

„Im Kanton Zug den rechten Zug  
Hat da das Volk gethan,  
Wo es die Freiheitsschlachten schlug:  
Morgentens Ruhm ragt himmelan.  
O Schweiz, Du alter Freiheitshort,  
Du rechtes Volk in Waffen dort,  
Heil Dir! das nie den Nacken bog!  
Und einen treuen Schützengruß  
Aus Frankfurt von Fabricius.“

Donnernder Jubelruf folgte diesem ächt deutschen Gruße, und die Musik fiel ein mit der österreichischen Nationalhymne, welche mit jubelndem bis! bis! nochmals verlangt wurde. Die österreichischen Gäste am Comitetisch waren sichtlich gerührt von dieser Herzlichkeit. Staatsanwalt Schwerzmann toastirte sofort auf die Freundschaft der deutschen Gäste mit den Schweizern.

### Der barmherzige Samariter.

Schullehrer: „Liebe Kinder! Ihr habt nun Alle die Geschichte des Samariters gehört. Johannes! Was würdest du jetzt thun, wenn du einen Mann zerschlagen und voll Wunden finden würdest?“

Johannes: „Z'völlmig z'todt schla.“

**Zu viel Blech!**

• Ein Musikfreund wurde gefragt, wie ihm

eine neue Oper gefiele, in der die Blech-Instrumente überaus stark vertreten waren. — „Ich bin nicht Spengler genug, um darüber zu urtheilen,“ lautete die Antwort.

### Hase und Häslein.

Ein Sonntagsjäger beklagte sich, immer Häsinnen zu schießen und sagte: „Ich möchte wohl ein Mittel kennen, um die Hasen von den Weibchen zu unterscheiden.“ — „Nichts ist leichter,“ antwortete Jemand in ernstem Tone, „ist es ein Hase, so läuft er, ist es eine Häslein, so läuft sie!“

### Die drei Erzwäter.

Drei Studenten begegneten eines Morgens einem Juden und wollten ihn necken. Der erste sagte: „Guten Morgen, Vater Abraham!“ Der zweite: „Guten Morgen, Vater Isaaq!“ Der dritte: „Guten Morgen, Vater Jakob!“ Der Jude besann sich aber nicht lange, sondern erwiderte: „Bin ich doch weder Abraham, noch Isaaq, noch Jakob, aber ich bin Saul, der Sohn Ais, der da ausgeht, des Vaters Esel zu suchen, und siehe, ich habe sie gefunden!“

### Rechtfertigung.

Eine Dame, die eben eine Tasse Kaffee geleert hatte, fand am Boden derselben ein kleines, häßliches Insekt und wendete sich erzürnt mit den Worten an die Wirthin: „Aber das ist doch zu stark, solch' abscheuliches Ungeziefer im Kaffee!“ — Wirthin: „Ja, da kann ich nichts dafür, das Thier war ja nicht im Kaffee, sondern in der Milch.“

### Falsche Auffassung.

In einer Familie wurden eines Abends allerlei grausige Schatzgräbergeschichten erzählt, so daß es die Meisten schauderte. Ein



kleiner Knabe allein lachte und freute sich. — „Weißt du denn, was ein Schatz ist?“ fragte ihn die Mutter. — „O ja, sagte der Kleine, der Köchin ihr Dragoner!“

### Geringer Kummer.

Ein Artillerist war zu einer Hochzeit eingeladen, wo viele junge Damen anwesend waren. Natürlich wurde getanzt; der Soldat forderte eines der Mädchen zum Tanz auf. Diese war wegen ihres weißen Kleides besorgt und machte daher den Kanonier darauf aufmerksam, daß er keine Handschuhe an habe. — „Das macht nichts,“ antwortete er, „nachher wasch ich mich.“

### Das Trajetschiff auf dem Bodensee.

(Mit einer Abbildung.)

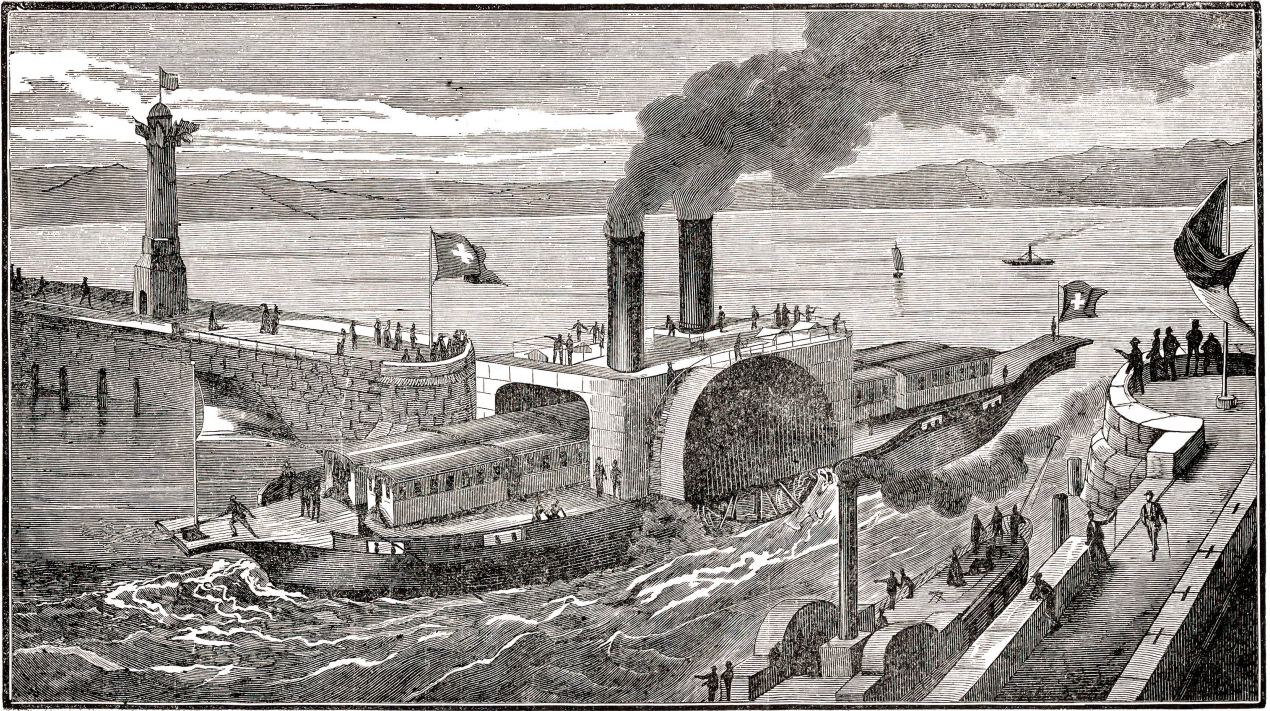
Zahlreiche Eisenbahnzüge durchziehen brau- send und rasselnd unser Schweizerland in die Kreuz und in die Quer. Viele Tausende von Menschen, hunderttausende von Centnern Waare befördern sie in wenigen Stunden von einem Stappelpfad zum andern, von einer Gränze des Landes an die entgegengesetzte: von Basel nach dem Vierwaldstättersee, vom Lemau an den Bodensee, oder umgekehrt. Ein solcher Zug rollt donnernd und rauchend seinem Ziele entgegen. Schon von Weitem erschaut oder erföhnt der Reisende den erwarteten blauen glänzenden Streifen oder die schäumenden Wogen des Sees, dem er zueilt. Es ist, als ob das heranrollende Ungethüm mit seinem langen Schweife sich in die Gewässer stürzen möchte, um ungehindert weiter zu eilen, und der Passagier, dem in seiner Hast, baldigst an seinen Bestimmungsort zu gelangen, sogar die Lokomotive zu langsam dünkt, ist von einer um so größern Ungeduld ergriffen, je schneller es bisher ging, wenn nun plötzlich ein gellendes Pfeifen „Halt“ gebietet und es heißt: „Hier geblieben!“ Der Zug

steht am Ufer; er entleert sich von Menschen und Waaren; das rollt und wird gerollt und tummelt sich auf einem solchen Hafenplatz, wo gleichzeitig auch die vor Anker gelegten, gewaltigen Schiffe sich ihrer Lasten entledigen. Besonders muß man Romanshorn und Norschach, Lindau und Friedrichshafen oder Konstanz in solchen Momenten sehen! Vieles wird aufgespeichert in Lagerhäuser, Anderes geht sofort weiter, zum Theil wieder auf dem unsichern Element zu Schiffe oder über Land auf weiten Umwegen um den See herum. Längst hatte sich das Bedürfniß gezeigt, auch das Wasser gleichsam zu überbrücken, d. h. mit den Waggon selbst über den See zu fahren und sowohl Personen als Waaren schneller und sicherer zu fördern, als es bisher mittelst gewöhnlicher Dampfschiffe geschah, hauptsächlich aber die langwierigen Umladungen möglichst zu vermeiden! Das Jahr 1869 ließ endlich das erste kühne Werk dieser Art auf dem Bodensee zu Stande kommen, das den Wünschen, wenigstens was den Waarentransport anbelangt, entspricht und noch größerer Entwicklung fähig ist. Durch gemeinsame Bethätigung von württembergischer und schweizerischer Seite wurde nach dem Projekte des berühmten englischen Technikers „Scott-Russel“, des Erbauers des Riesenschiffs „Great Eastern“ in England, das „Trajetschiff“ konstruirt.

Es ist dies ein ungewöhnlich großes, flaches, floßartiges Schiff, welches gleichsam ein schwimmendes Stück Eisenbahn mit Doppelschienen bildet; ein längliches Viereck, vorn und hinten mit breitem, geradlinigem Ende, ohne Bord, indem man es unmittelbar an das Ufer anstößt, gerade da, wo die Landeisenbahn am See ausmündet und ihre Schienen ausstreckt, von welchen letztern ein Zug von 14—16 geladener Waggon, der eben angekommen ist, sofort auf die Schienen des Trajetschiffes hinüber gleiten kann.

Diese schwimmende Eisenbahn durchfurcht nun mit ihrer gewaltigen Last in so großer Geschwindigkeit wie jedes andere Dampfschiff, die ganze Breite des Bodensees von Romanshorn nach Friedrichshafen oder umgekehrt, um

Das Dampfeschiff auf dem Bodensee.



fenseits wieder an's Ufer zustoßen, woselbst die Wagen auf die Schienen der andern Eisenbahn eingeleitet und unverzüglich mit Dampfkraft davoneilen, als ob sie eben nur über eine weite Ebene dahergekommen wären und an einer Station angehalten hätten. Besichtigen wir das Trajekt'schiff näher:

Seine Länge beträgt 245', seine Breite 64', die Radkasten zu beiden Seiten inbegriffen. Es hat einen Tiefgang im Wasser von durchschnittlich 6'. Die Räder haben einen Durchmesser von 25' und sind mit 24 festen Schaufeln von 8' Breite versehen. Jedes Rad ist jedoch vom andern unabhängig, d. h. das eine kann ohne das andere gehen oder stillstehen, oder auch in entgegengesetzter Richtung getrieben werden, wenn es zur Wendung nöthig wird. Jedes Rad hat demnach auch seinen besondern Dampfmaschinenraum und seinen Kamin, welche sich in den an die Radkasten anstoßenden Gebäuden befinden. Diese sind durch ein flaches Dach vereinigt und bilden eine Eisenbahnallee von 85' Länge und (die Maschinräume und Radkasten mit gerechnet) 64' Breite. Von dieser 30' über dem Kiel erhöhten Terrasse genießt man das herrlichste Rundgemälde über die weite Wasserfläche des Sees, auf die reizenden Ufer und die fernen Gebirge. Von hier aus werden auch die 2 Steuerruder regiert und erteilt der Kapitän durch 3 Sprachrohre der Mannschaft die Befehle. Unter dieser Plattform durch gehen die Doppelschienen, auf welchen die doppelte Wagenreihe steht. Jede der zwei Dampfmaschinen hat zwei oscillirende Cylinder von 3 $\frac{1}{2}$ ' Durchmesser und 6 $\frac{4}{10}$ ' Kolbenhub, so wie jede Maschine 2 Dampfkessel besitzt, zu deren Heizung 60 Zentner Steinkohlen für jede Fahrt über den See nöthig sind. Um dasjenige Ende des Trajekt'schiffes, mit welchem man an das Ufer anlegen will, je nach dem Wasserstand oder dem Tiefgang des mehr oder weniger beladenen Schiffes auf die gleiche Höhe mit den „Ausläufern“ der Eisenbahnschienen am Lande, welche die Ueberfahrtsbrücke bilden, zu bringen, sind „unter Deck“, d. h. unter dem Boden des Schiffes, Kammern angebracht, in welche mittelst einer dritten Dampfmaschine

Wasser gepumpt wird oder aus welcher solches wieder ausgeleert werden kann, um das eine Ende des Schiffes zu heben und das andere zu senken, soweit dies erforderlich ist. Im Frühjahr 1869 fand nun die in der Abbildung dargestellte Eröffnungs-Festfahrt des Trajekt'schiffes zwischen Romanshorn und Friedrichshafen statt und seither leistet diese neue Erfindung, die gewiß bald auch auf Meeresarme, z. B. zwischen Frankreich und England, England und Irland u. s. w. angewendet werden wird, die besten Dienste.

Um die Wichtigkeit und Nützlichkeit dieser Einrichtung zu würdigen, muß man sich erinnern, welche außerordentliche Ausdehnung der Verkehr zwischen Deutschland und der Schweiz, besonders in Getreide und Mehl, über Romanshorn, Arbon und Morsbach u. s. w. in den letzten Jahren gewonnen hat.

Schon wenige Wochen nach dem Beginn der Fahrten berichtete man aus Oberschwaben: Nach und nach beginnt die Trajektanstalt auf dem Bodensee ihren günstigen Einfluß auf den Verkehr zu äußern. Auf den diesseitigen, deutschen Bahnen sieht man Frachtwaggonen schweizerischer Bahnen und umgekehrt, schweizerischer Seite solche von hiesigen (württembergischen) Bahnen, welche das Gut ohne Umladung an Ort und Stelle bringen. Daß dadurch eine bedeutende Ersparniß an Geld und namentlich an Zeit erzielt wird, ist augenfällig. Viele Güter, hauptsächlich solche, welche meistens in größern Partien verladen werden, als Holz, Steine, Lebensmittel u. s. w. sollen besondere Vergünstigungen erhalten. Getreide nach der Schweiz und Käse aus der Schweiz gehend, genießen jetzt schon eine nicht geringe Frachterleichterung. Eine nach zwei Seiten sich äuffernde Wirkung wird nicht ausbleiben; die Aufgeber und Empfänger der Waaren werden durch ihr Interesse angezogen und den Eisenbahnen bringt die stärkere Frequenz ebenso Vortheil und kann ihren Verwaltungen ermöglchen, die Transporte nach verschiedenen Richtungen weiter zu begünstigen.

Es dürfte wohl manchem unserer Leser nicht unwillkommen sein, bei dieser Gelegenheit etwas

Näheres über den schweizerischen Verkehr, Einfuhr, Ausfuhr und Transit im Jahre 1868 zu vernehmen, da nicht Jedermann die Tabellen hierüber in die Hände bekommt, noch diese weitläufigen Druckschriften zu lesen und zu benutzen versteht: Die hauptsächlichsten Gränzverkehrspunkte sind Basel, Genf, Romanshorn, Norschach und Verrières, der Reihenfolge ihrer Bedeutung nach.

Da uns hier zunächst das Trajektschiff und der Bodenseeverkehr beschäftigt haben, so betrachten wir nur den Verkehr der beiden Hafensorte am Bodensee und beginnen mit

1. Romanshorn, das die dritte Stelle einnimmt. Im Jahre 1868 gingen über diesen Hafen oder weiter:

a. Einfuhr: 8625 Stücke, großes und kleines Vieh, (bei 6000 weniger als 1867) für Fr. 325,324 Waaren, welche sich nach dem Werth verzollten, was man ad valorem nennt; ferner 11,394 Zugthierlasten, welche zu 15 Centner per Last berechnet 170,910 Centner betragen und 2,399,309 Centner Waaren nach Gewicht zollbar, somit letztere 2 Posten zusammen 2 Millionen 570,000 Centner, über 200,000 Centner mehr als im Jahre vorher.

b. Ausfuhr: Nur etwa 1000 Stück Vieh (dagegen in Kreuzlingen über Constanz 2179 Stück) für Fr. 133,124 ad. val.; 2920 Zugthierlasten oder 43,800 Centner und 209,021 Centner zum Gewichtzoll, im Ganzen 252,821 Centner.

c. Die Durchfuhr belief sich beiläufig (die Zugthierlasten inbegriffen) auf 149,000 Centner.

Diese drei Bestandtheile des Verkehrs zusammengesetzt, bilden somit eine Masse von 9625 Stücken Vieh, für Fr. 458,000 Waaren ad valorem und 2,971,821 Centner nach Gewicht verzollbar, welche jährlich in Romanshorn umgesetzt werden, im Durchschnitt 8242 Centner per Tag. Man kann sich hienach einen annähernden Begriff von der Belebtheit eines solchen Platzes machen.

2. Norschach, mit dem Kornhaus und dem Entrepot, hatte im gleichen Jahr:

a. Eine Einfuhr von bloß 1361 Stücken

Vieh (wogegen Monstein-Au am Rhein, vom Borarlberg her, 6785 Stücke) für Fr. 4359 Waaren ad. val. und eine Million 164,000 Centner nach Gewicht verzollbare Waaren.

b. Eine Ausfuhr von 383 Stücken Vieh, für Fr. 14,240 ad. val. und 162,104 Centner Waaren.

c. Eine Durchfuhr von etwas über 14,240 Centner Waaren.

Der beschränkte Raum gestattet nicht, noch weiterer bedeutender Verkehrspunkte am See und am untern und obern Rhein, wie Haag und Oberried, wo 1867 nicht weniger als 12,000 Stück Vieh eingeführt wurden, einläßlichere Erwähnung zu thun.

## Die Explosion auf dem Sorbonneplatz in Paris.

(Mit einer Abbildung.)

Am 16. März 1869, gegen 4 Uhr Nachmittags, erschütterte ein furchtbarer Donner Schlag das sonst verhältnißmäßig so stille Quartier der „Sorbonne“ in Paris, in welchem hauptsächlich die gelehrten Unterrichtsanstalten, die Hörsäle und Wohnungen der Professoren und Studenten sich befanden. Die Luft und alle Gebäude in weitem Umkreis erzitterten und viele Bewohner der Stadt glaubten ein entsetzliches Erdbeben zu erleben. Man stürzte überall aus den Häusern auf die Straßen und von allen Seiten her nach dem Sorbonneplatz, wo sich ein schauerliches Schauspiel den Augen darbot.

Das weitläufige Haus mit Höfen, Laboratorien und Magazinen von chemischen Produkten des Herrn Fontaine, eines angesehenen Mitglieds des französisch-kaiserlichen Instituts, stand in Flammen und zum Theil schon in Ruinen. Es bildete gleichsam einen Vulkan und glich einem in die Luft gesprengten Fort oder Zeughaus, worin Sprengmaterial und Munition enthalten gewesen und aus welchem noch immer Tod und Verderben sprühten.

Flammensäulen und dicker, schwefel- und ammoniakhaltiger Rauchqualm stiegen aus den Trümmern empor, nachdem durch den Ausbruch

Die Explosion auf dem Sorbonneplatz in Paris.



selbst die Dächungen und Böden, mit Massen von Baumaterial, Balken und Brettern, sowie die Fenster und Läden und eine Anzahl Menschen in die Luft geschleudert worden waren, welche nun den Platz und die dorthin führenden Straßen bedeckten. Auf dem Platze selbst lagen mehrere beinahe unkenntliche Reste verunglückter Menschen, die man aufhob und an gesicherten Ort brachte. In den vom Feuer beleuchteten Fensteröffnungen der brennenden, sowie der anstößenden Gebäude, standen bis in die obersten Stockwerke hinauf verzweifelnde Gestalten von Erwachsenen oder Kindern, welche jammernd die Arme ausstreckten und nach Rettung spähten. Die Hülfe ließ nicht auf sich warten. Trotz der nicht ungegründeten Besorgniß neuer Explosionen eilten beherzte Menschen, sowohl Partikularen als auch die Böschmannschaft verzagt zur Hülfe herbei. Sie hingen Leitern an die in Flammen und Rauch stehenden, den Einsturz drohenden Mauern, womit sie bis in jene hohen Stockwerke gelangten und dort die ängstlich harrenden, scheinbar dem Tode Gebeizten in Empfang nahmen und, wenn auch zum Theil schwer verletzt, auf den sichern Boden herunterbrachten.

Durch die rasche, energisch eingreifende und mit Sachkunde geleitete Thätigkeit der rühmlich bekannten Pariser Pompiers und anderer Mannschaft gelang es noch vor Nacht des Feuers Meister zu werden und jede fernere Gefahr zu heben. Die Nachforschungen in den Trümmern besonders in der Nähe der Stätten, wo, wie man vermuthete, die Explosion ihren Herd gehabt hatte, konnten nunmehr vorgenommen und die Ursachen der Katastrophe auszumitteln versucht werden. Noch wurden verkohlte Theile menschlicher Körper entdeckt. Im Ganzen zeigte sich die Zahl der Opfer, welche das Leben eingebüßt, weniger groß, als man zu befürchten Ursache gehabt hatte, wenn sie immerhin bedeutend genug war, um eine außergewöhnliche Theilnahme und Trauer hervorzurufen. Sieben Personen hatten den Tod gefunden, worunter der eigene Sohn des Eigenthümers, Herrn Fontaine; sodann zwei Angestellte, ein Weinhändler und seine Frau, eine Wäscherin

und der Pörtner des Hauses. Viel beträchtlicher war die Anzahl der mehr oder weniger schwer Verletzten; die Angaben hierüber schwanken. Der verursachte materielle Schaden stieg über 600,000 Franken.

Ueber die Gründe und Ursachen, namentlich den Stoff der stattgefundenen Explosion, war man noch einige Zeit sowohl in der nähern Umgebung der Sorbonne als in den fernern Quartieren von Paris, wenigstens im größern Publikum und in den öffentlichen Blättern im Ungewissen. Es wurde von der Entzündung von Büchsen voll „Schießbaumwolle“ (der bekannten und seiner Zeit viel Aufsehen und Erwartung erregenden Entdeckung unsers berühmten schweizerischen Chemikers „Schönbein“ in Basel), von „Schwefel-Aether“, von „Nitroglycerin“ — bekanntlich ein ebenfalls neues, kräftiges Sprengpulver — gesprochen. Doch war es hier ein ganz anderes und neues Element, von dem nur noch Wenige gehört hatten.

Es stellte sich nämlich heraus, daß die zufällige und noch nicht erklärte Entzündung von 28 Kilogramm (56  $\text{Lb}$ ) einer vor Kurzem erst hergestellten Composition von so geheißnem „pikrinsaurem Kali“ das Unglück veranlaßt hatte. Dieses neue „fulminante“, d. h. plötzlich verbrennende und ungeheure Gasmassen entwickelnde Sprengpulver, besteht hauptsächlich aus einem erst vor wenig Jahren ausfindig gemachten Stoffe, der aus dem Steinkohlentheer dargestellt wird und mit Kali verbunden als pikrinsaures Kali als Färbematerial zu verschiedenen Dingen, besonders Feuerwerken dient. Mit Salpeter bildet es ein Sprengpulver von unerhörter und erstaunlicher Wirkung, welche die des Nitroglycerins weit übertrifft, und dessen Stärke das Zehnfache derjenigen des Schießpulvers beträgt. Dieser Eigenschaft zufolge dient es begreiflicherweise trefflich zu Sprengung von Felsen, Tunnels, Festungsmauern u. s. w. Es sollte nun auch, im Einverständnis mit dem Kriegs- und Marineministerium, von dem Chemiker, Herrn Fontaine, zu einer Art „Höllenschiff“ gegen die Seeschiffe, gegen die neuen eisengepanzten Meerungeheuer, Monitors, wahrscheinlich auch zum

Angriff, wie zur allfälligen Vertheidigung von Befestigungswerken am Eingang der Seehäfen verwendet werden. Diese Sprengmaschinen heißt man „Torpedos“ und sind mehr oder weniger große, mit jener Materie gefüllte Gefäße, welche an gewissen Stellen des Meeres unter Wasser angebracht, bei Anlaß von Seegefechten oder Angriffen auf eine Küste, in die Nähe der feindlichen Schiffe und Werke getrieben, oder auch heimlich an dieselben befestigt und sodann vermittelst einer elektrischen Verbindung oder vorberechneter Bändmittel gesprengt werden, um eine Wirkung hervorzubringen, deren Furchtbarkeit man aus der oben beschriebenen Explosion ungefähr ermessen kann.

Wie es scheint, handelte es sich nun eben um die Vollendung und bevorstehende Lieferung solcher gefährlicher Maschinen an die Regierung, indem gleichen Tags, 16. März, der Kriegsminister Marschall Niel das Etablissement des Herrn Fontaine besucht und dasselbe etwa 25 Minuten vor der Explosion verlassen hatte, wodurch er mit seinem kleinen Geolge einem sichern Tode entgangen war. Inwiefern dieser Besuch Veranlassung zur Verührung der fraglichen Materien, sowie zur Entzündung selbst gegeben haben mag, ist nicht ermittelt.

Die erschreckte Bevölkerung der Stadt Paris war indeß entrüstet über die Leichtfertigkeit oder doch allzugroße Zuversicht, mit welcher leicht entzündliche und verheerende Stoffe aller Art mitten in bevölkerten Stadttheilen untergebracht und aufbewahrt waren, bei denen, wie man sieht, selbst die genaueste Obhut nicht jeden Zufall verhindern kann.

Um so größer und allgemeiner war die Theilnahme am Leichenbegängniß der unglücklichen Opfer, welche, so weit man sie ganz oder theilweise aufgefunden hatte, am 21. März in fünf Särgen zur Erde bestattet wurden. Drei derselben waren allerdings nur mit zerrissenen und verkohlten Ueberresten angefüllt. Mehr als 10,000 Personen schlossen sich dem Leichenzuge an. Die Leichenfeier, welche in der Kirche „St. Etienne du Mont“ stattfand, wurde einige Augenblicke durch eine herzerreißende Scene

unterbrochen. Eine schwarzgekleidete Frau, das Gesicht in einem dichten schwarzen Schleier verhüllt, näherte sich langsam Schrittes den fünf Särgen und kniete dann vor dem in der Mitte stehenden nieder. „Mein Mann, mein armer, armer Mann!“ rief sie mit zitternder Stimme aus und ließ dann den Kopf sinken, indem sie in Thränen zerfloß. Es war die Wittwe des verunglückten Herrn Dautresime. Vergeblich suchte man sie zu entfernen. „Nein,“ rief sie, „ich bitte Euch, laßt mich noch eine Minute bei ihm; wir haben uns so sehr geliebt, wir waren so glücklich!“ Und sie küßte und küßte wieder den Sarg, der die letzten Reste des ihr so plötzlich und in so schreckhafter Weise ent-rissenen Gatten umschloß. Auch der Bruder eines andern Opfers, „Ball“, war anwesend. Der Arme ist blind; im Jahre 1855 verlor er und zwar ebenfalls in der Fabrike des Herrn Fontaine, gleichermaßen durch eine Explosion, seine beiden Augen. Von jener Zeit hinweg hatte er, um sich, seine Frau und seine beiden Kinder zu ernähren, nur eine Pension von Fr. 800. Doch sein Bruder, Joseph Ball, der nun Dahingegangene, unterstützte ihn vom Ertrage seiner Arbeit. Dieser war kräftig, gesund und muthig gewesen, schien jedoch schwermüthige Ahnungen gehabt zu haben. Ungefähr acht Tage vor der Katastrophe soll er zu seinem blinden Bruder gesagt haben: „Glaub' mir's, lieber Bruder, es wird uns etwas Schreckliches begegnen; ich werde dabei zu Grunde gehen.“ Nur zu bald traf diese Ahnung ein. Doch läßt sich die letztere auf dem natürlichsten Wege erklären. Vielen Menschen, besonders aber solchen, welche in wechselvollen und gefährlichen Gewerben, scheinbar ohne alle Besorgniß leben, z. B. Metall-, Minen-, Guß- und chemischen Arbeitern, schwebt unbewußt im Gemüthe der Gedanke eines möglichen Unfalls und unvermutheten Endes vor und verleihet sehr oft ganzen Klassen derselben eine ernste, selbst schwermüthige Charakteranlage. „Bedenke das Ende, gedenke des Todes, doch stets in heiterer frommer Zuversicht. — Wir sind in Gottes Hand!“

Ein Seitenstück zu dem vorstehenden Falle bildet

### Die Nitroglycerin-Explosion bei Carnarvon in England,

am 30. Juni 1869.

An der Küste von Carnarvon (oder nach der eigentlichen Schreibart Caernarvon), der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, im alten Königreich Wallis, von welchem der zeitweilige Thronfolger in England den Titel trägt, an der sogetheilten Menai-Straße oder Meerenge und der darüberführenden Bangorbrücke, über welche die Eisenbahn nach Insel „Anglesea“ und bis an deren äußerste Spitze „Holyhead“ führt, von wo man auf Dampfschiffen über den irischen Meeresarm nach Dublin gelangt, legte am 30. Juni ein von Liverpool kommendes Schiff mit einer Ladung „Nitroglycerin“ an, welches in Booten nach dem Hafendamme gebracht und von da auf Karren nach einem entfernten Bestimmungsort geführt werden sollte. — Als 2 Karrenladungen davon in der Nähe von Gwynlo, bei zwei Stunden von Carnarvon angelangt waren, erfolgte eine schreckliche Explosion. Die Pferde, welche die Karren zogen und drei begleitende Männer wurden zu Atomen zerrissen und die Trümmer der Wagenräder in weite Ferne geschleudert. In dem etwa 10 Minuten entfernten Dorfe wurden große Verwüstungen angerichtet, Dächer heruntergeschleudert und Fenster eingedrückt. Auf der Stelle selbst, wo die Explosion stattfand, zeigten sich zwei in den Boden gewühlte runde Löcher von 6' Tiefe und 7' Durchmesser. Die bloß 40 Schritte davon gelegene Eisenbahnstation war beinahe völlig zertrümmert. Das ganze Thal, bis an den Fuß des Snowdon, (Schneeberg, einer der höhern Gipfel des gebirgigen Landes) erlitt überall eine furchtbare Erschütterung und Beschädigung. Menschliche Reste hat man da und dort gefunden. Bei 300 Ellen oder 600 Fuß von der Unglücksstelle wurden 3 Steinarbeiter schwer verletzt. — Drei weitere Karren mit Nitroglycerin ließ man die Nacht über auf der Straße stehen. Es herrschte die größte Bestürzung in der Nachbarschaft und

Tausende strömten zu Besichtigung der Unglücksstätte herbei. Die Zahl der Verunglückten und Betroffenen ist nicht genau bekannt. Jedenfalls erscheint der Transport des Nitroglycerins höchst gefährlich. Dasselbe ist auch schon in der Schweiz zu Sprengungen verwendet worden.

---

### Kurze Zeit.

Ein Säufer, der immer bis 1 Uhr Mittags im Bett liegen blieb, wunderte sich, daß es schon seit einiger Zeit keine Vormittage mehr gebe.

### Abnehmende Menschen.

Ein Schulmeister erklärte seinen Schülern, der Mond sei von Menschen bewohnt. Einer fragte ihn, wo denn die Menschen hinkommen, wenn der Mond abnehme. — „Die nehmen auch ab,“ antwortete der verblüffte Lehrer.

### Nutzen aller Arzneimittel.

Ein Arzt befand sich in einer Gesellschaft, wo behauptet wurde, die Medizin sei die unzuverlässigste Wissenschaft von allen. Nun stellte der Arzt die Behauptung auf, unter seinen vielen Rezepten habe er noch kein einziges ohne Nutzen geschrieben. — „Wie ist das möglich?“ rief einer aus. — „Es ist ganz einfach zugegangen, denn wenn die Mittel auch manchmal dem Patienten nichts nützen, so nützen sie doch mir und dem Apotheker.“

### Kindliche Einfalt.

Ein Kind aus der östlichen Schweiz, das zum ersten Mal dem Gottesdienste im großen Münster zu Bern beiwohnte, sagte, als es den roth und schwarz gekleideten Küster



durch die Kirche gehen sah, leise zu seiner Mutter: „Mueter, söle Pfarrer g'follet mer besser, as eufere behaam!“

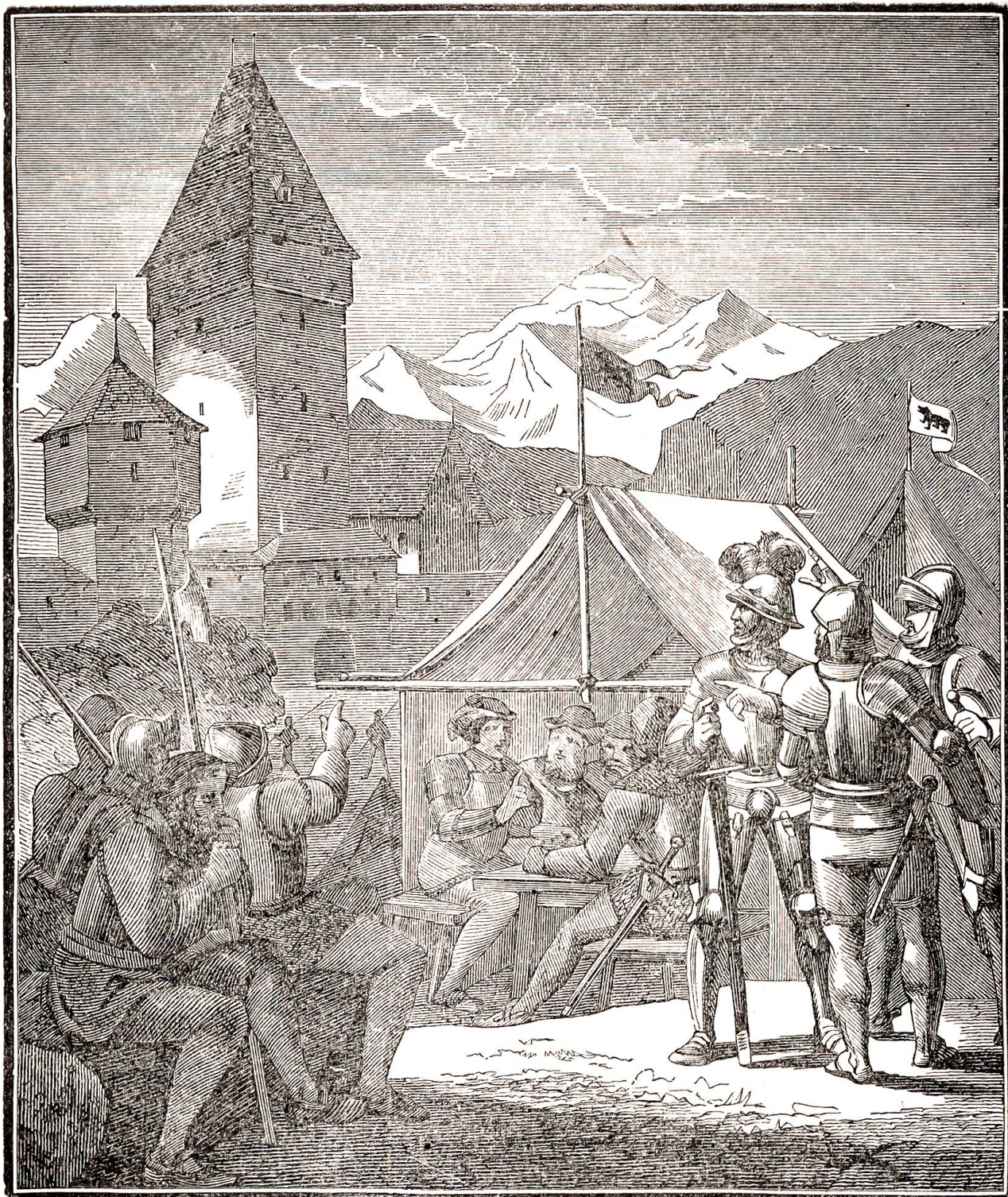
## Die Landschaft Oberhasle kömmt an Bern.

(Mit einer Abbildung.)

Freiherr Johann von Weissenburg hatte von Kaiser Ludwig dem Bayern die Reichspfandschaft in Oberhasle erhalten (1316) und überdies waren ihm durch Herzog Leopold von Oesterreich die Besten Interlaken, Unspunnen und Balm verpfändet worden (1318). Er war daher der mächtigste Herr der ganzen Gegend geworden, und eine zahlreiche Mannschaft folgte seinem Aufgebot. Aber dennoch war er in beständiger Geldnoth. Er stürzte sich in Schulden, verkaufte Güter, Zehnten und Rechte und erhöhte die Abgaben in seinen Herrschaften.

Auch die Landschaft Hasli, die dem Kaiser und seinen Bögten seit den ältesten Zeiten nie mehr als 50 Pfund Steuern bezahlt hatte, wurde mit stärkerer Abgabe belegt. Allgemeines Murren erhob sich deshalb durch das ganze Thal; einmüthig wurde beschlossen, eine solche Verletzung der uralten Rechte nicht zu dulden; die erhöhte Steuer wurde dem Freiherrn verweigert, und als er sie mit Gewalt eintreiben wollte, widersetzten sich die Thalleute und es entstand zwischen ihnen und dem Pfandherrn ein Krieg, in welchem während 7 Jahren wechselseitige Einfälle, Plünderungen und Verheerungen vorkamen. Die Hasler wollten diesen verderblichen Zuständen durch einen Hauptschlag ein Ende machen (1330) und den Freiherrn zu günstigen Bedingungen zwingen.

Er hielt sich gewöhnlich in seiner schön gelegenen und festen Burg Unspunnen am Eingang ins Zweilütschinenthal auf. Dort wollten die Hasler ihn durch einen plötzlichen Ueberfall überwältigen. Die ihnen befreundeten Unterwaldner sollten durch das Habkerenthal hervorbrechen, Unterseen überrumpeln und sich sodann mit den Haslern vereinigen, um nun gemeinschaftlich den Freiherrn in seiner Burg zu überfallen. Zur bestimmten Zeit brachen die Hasler auf; sie zogen über den Gießbach längs dem südlichen Ufer des Brienzersees hinunter, dann über die Lüttschine bei Gsteig, wo sie ungeduldig auf die Hülfe von Unterwalden harrten. Allein der Freiherr hatte seine Leute aus den Herrschaften Unterseen, Weissenau und Unspunnen, die Unterthanen des Klosters Interlaken versammelt und rückte mit einer zahlreichen Kriegsschaar gegen die Hasler. Als diese die Menge der Feinde und geharnischten Ritter und den gefürchteten Freiherrn selbst erblickten, zogen sie sich, außer Stande, in dem offenen Thale der weit überlegenen Zahl zu widerstehen, eilig über die Lüttschine zurück und verschanzten sich in der Eile auf einer steilen, waldigen Anhöhe, welche obenher dem Dorfe Bönigen die ganze Ebene beherrscht. Weissenburg hatte in der Nacht eine tiefe, morastige Bergschlucht hinter dem Lager der Hasler besetzt und ihnen den Rückzug abgeschnitten. Die Unterwaldner waren abgehalten worden, zur verabredeten Zeit zu erscheinen. Da begann am Morgen der Kampf der Hasler gegen ihren Feind und seine gewaltigen Schaaren. Sie fochten muthvoll, wurden aber bald von der überlegenen Menge auseinander gesprengt und auf der Flucht über jene Bergschlucht fielen ihre tapfersten Männer; fünfzig der Angesehensten wur-



Die Belagerung von Unspunnen.

den gefangen, den übrigen gelang es, das Gebirge zu erklimmen und über die hohen Bergweiden in die Heimath zurückzukehren.

Allgemeine Trauer verbreitete sich nun im Lande Oberhasli; die angesehensten Familien hatten entweder Todte oder Gefangene zu beklagen. Die unglücklichen Gefangenen schmachteten in den Thürmen und unterirdischen Kerker von Unspunnen. Zwei Jahre vergingen; alle Hoffnungen der Hasler auf Befreiung der Ihrigen wurden vereitelt. Zur offenen Gewalt waren sie zu schwach. Da wandten sie ihre Blicke auf die tapfern Berner und schickten eine Gesandtschaft nach Bern mit dem Anerbieten: „wenn die Berner ihnen helfen wollten, ihre Gefangenen zu erlösen, so wollten sie ihnen in Zukunft auf eben die Art zugethan sein, wie sie es bisher dem Reiche gewesen und auf ewige Zeiten wollten sie keinen andern Reichsvogt über sich erkennen als die Stadt Bern.“

Die Gesandtschaft fand günstige Aufnahme, die Berner waren eben wegen Schuldforderungen in Streit mit dem Freiherrn von Weissenburg. Sie zogen nun mit zahlreichem Volke vor seine Burg Wimmis und von dort, da der Freiherr sich zu Unspunnen befand, nach dieser Besatzung. Die Belagerung wurde angehoben. Weissenburg verließ sich Anfangs auf die festen Mauern seiner Burg; allein als die Wurf- und Sturmmaschinen errichtet waren, als er ihre zerstörenden Wirkungen erfuhr und von keiner Seite Hilfe erwarten konnte, da suchte er den Untergang abzuwenden und gab den Forderungen der Berner Gehör. Er versprach, die fragliche Schuld an die Stadt Bern abzutragen und die fünfzig Hasler loszugeben.

In Oberhasle aber war großer Jubel bei der Nachricht, die lange Verlorenen keh-

ten nun aus zweijähriger harter Gefangenschaft nach der Heimath zurück. Von Berg und Thal eilten die Bewohner nach dem See, um die Ankommenden zu begrüßen. Es war ein Freudenfest durch's ganze Thal, als die Schiffe mit den Befreiten landeten.

Erst nach zweijährigen Unterhandlungen im Juni 1334 kam die Uebereinkunft zu Stande, wodurch die Herren von Weissenburg die Pfandschaft des Haslethales um 1600 Pfund an Schultheiß, Rath und Gemeinde Bern abtraten. Hierauf erklärten Werner von Resti, Ritter, der Ammann und die Leute von Hasle durch eine Urkunde, daß, da ihnen der Schultheiß, der Rath, die Zweihundert und die Gemeinde von Bern verheissen haben, sie bei ihren alten Rechten zu lassen und nicht mehr als 50 Pfund jährliche Steuer von ihnen zu fordern, sie ihrerseits denselben, gleich ihren alten Herren, den Gehorsam und die Mannschaft in den Kriegen versprechen. Auch solle Bern das Recht haben, aus der Zahl der Landleute von Hasle ihnen einen Landammann zu geben. — So kam diese Landschaft an die Stadt Bern und ihre alten Rechte und Freiheiten wurden ihr erhalten, bis die am Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgte Staatsumwälzung alle alten Verhältnisse auflöste.

### Altes Sprüchlein.

Die Disteln und die Dornen,  
Die stechen allzusehr;  
Die falschen, falschen Zungen,  
Die stechen noch viel mehr.

### Der Herr und der Knecht.

Ein Herr ritt mit seinem Knecht und be-  
fahl ihm sogleich zu melden, wann sie an

die gefährliche Brücke kämen, er wolle dann absteigen. Der Knecht aber schlummerte auf seinem Rosse hinter dem Herrn her und so langten Beide wohlbehalten auf der großen Landstraße an, ohne daß die gefährliche Brücke vermeldet wurde. Als der Herr dies nun gewahr wurde, sagte er zu seinem Knechte: „Kerl, wenn ich nun ertrunken wäre, so hätte ich Dir auf der Stelle den Schädel gespalten!“ — Darauf erwiderte dieser: „Dann, mein Herr, wäre ich auch keinen Augenblick länger in Ihrem Dienste geblieben!“

### Ungleiche Ansicht.

Ein Kaufmann und ein Kammacher hatten auf einem Jahrmärkte neben einander feil. Der Markt ging nicht recht und da schimpfte der Kaufmann, das sei doch ein „lausiger“ Jahrmarkt gewesen. — „Das finde ich nicht,“ sagte der Kammacher, „sonst hätten meine Kämmen bessern Absatz gehabt.“

### Etwas stark.

Ein alter Husarenoffizier erzählte einst einigen Freunden von den heillosen Sümpfen in Ungarn, die, besonders für die Artillerie, die Feldzüge in jenem Lande so beschwerlich machten. „Einst sah ich so einen Park Artillerie durch einen Sumpf schleppen,“ sagte er, „da hatten die Burschen so viel mit den Kanonen zu halten und zu lupfen, wenn sie im Schlamm versinken wollten, daß wir Husaren, die am Saume des Sumpfes ritten, vom bloßen Zuschauen — Leistenbrüche bekamen.“

### Der Besenstiel als Brautwerber.

Ein reicher englischer Gutsbesitzer, welcher auf die moderne Töchtererziehung blutwenig

hielt, verwarnte seinen erwachsenen Sohn sehr häufig vor unsern gelehrten, schnabelschnellen, puzsüchtigem Dämchen. „Du mußt Dir eine rechte Hausfrau erwählen.“ pflegte er zu sagen; — „keinen Zieraffen, der über einen Besenstiel stolpert!“ — Der junge Mann nahm sich die Lehre zu Herzen; an einem schönen Frühlingstage, wo sein Vater eine große Gesellschaft auf sein Gut geladen hatte, legte er einen Besen quer über die Haustreppe, als man vom Tische aufbrach, um einen Spaziergang durch den Garten zu machen. — „Gieb Acht,“ sagte er zu einem Freunde, der mit ihm draußen wartete, „dieser Besen soll mir eine Frau freien helfen; dasjenige Mädchen in der Gesellschaft, das diesen Besen aufhebt und sich nicht davor schämt, soll meine Frau werden!“ — Sie warteten, bis die Gesellschaft den Speisesaal verließ und herauskam; die meisten der jungen Damen schritten über den Besenstiel hinweg. Einige stolperten darüber; endlich aber bückte sich ein hübsches junges Mädchen darnach, hob ihn auf und stellte ihn an seinen Platz. — Der junge Mann hielt sein Wort; sie ward die Gattin eines wohl-erzogenen, gebildeten und wohlhabenden jungen Mannes; das Vermögen, welches er ihr zubrachte, mußte sie zu erhalten und zu vermehren: ihren häuslichen Sinn, ihre Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit schätzte er höher, als alle andern äußerlichen, glänzenderen Vorzüge. Es war schwer zu entscheiden, welches von Beiden dem Andern mehr verdanke. Beide aber wurden reich, glücklich und zufrieden und hatten nie den Zufall zu bereuen, welcher sie zusammengeführt hatte.

## Die Prozessionsraupe.

Wenn im Sommer die bunten Schmetterlinge so munter von Blume zu Blume flattern, da denkt man kaum mehr an die verhaßten Raupen, aus denen sich die glänzenden Sommervögel entwickelt haben. Da freut man sich wohl ihrer hellen Farben und ihres leichten Fluges und fröhlich laufen Buben und Mädchen den lustigen Puffoltern nach, um sie zu haschen. Ganz anders aber ist es im Frühling und Frühsommer. Wenn kein Rabisplätz und kein Garten mehr vor der gefräßigen Raupenbrut sicher, wenn an Obst- und Waldbäumen jedes Blatt angefressen ist und die entlaubten Nester dürr wie Besenreiser aussehen, da vergißt man auch wieder über den Raupen die lustigen Schmetterlinge, da ärgert man sich über das gefräßige Ungeziefer und sucht soviel als möglich davon zu vertilgen.

Man hat der Raupen immer zu viel; aber so viel derselben, wie bei der Art, von der der Bote heute berichten will, gibt es doch Gottlob selten. Die Prozessionsraupen finden sich nicht zu Zehnt oder zu Duzenden. In ganzen Heerzügen zu Hunderten und Tausenden überfallen sie, bei uns zum Glück nicht häufig, die Bäume, und wo sie einmal sich festgesetzt haben, da ist bald kein Blättchen mehr am Ast.

Der Prozessionsspinner, der Schmetterling, der sich aus der Raupe später entwickelt, gehört zu den Nachtschmetterlingen und unter diesen zur Familie der Spinner, deren meist behaarte Raupen sich im Freien gewöhnlich mit einem gröberen oder feineren Gewebe umspinnen; es gehören zu dieser Familie die schädlichsten aller Garten- und Waldschmetterlinge; zugleich aber auch die nützlichen Seidenspinner, deren feines glänzendes Gespinnst die kostbare Seide liefert. Schade, daß die wackere Seidenraupe so nichts-nützige Wettern hat und doppelt schade, daß wir gerade mit diesen vorlieb nehmen müssen.

Bekanntlich gibt es aus den Eiern, welche das Schmetterlingsweibchen legt, nicht gleich wieder Schmetterlinge, sondern zuerst Raupen oder Graswürmer, die sich später, nachdem sie sich mehrmals gehäutet haben, in Puppen ver-

wandeln; erst aus diesen entwickeln sich darauf die Sommervögel. Da die Raupen ganz auf Pflanzennahrung, besonders auf Blätter, seltener auf Holz und Früchte angewiesen sind, müssen sie natürlich den Gärten und Feldern, den Wäldern und Obstbäumen schädlich sein; doppelt groß ist aber der Schaden, wenn sie in so ungeheurer Zahl erscheinen, wie die Raupen des Prozessionsspinners.

Die Prozessionsraupen sind klein, keinen Zoll lang; ihr Rücken ist schwarzblau gefärbt, die Seiten weißlich und auf jedem der Ringel, aus denen ihr Körper besteht, tragen sie zwei kleine rothe Warzen. Der ganze Leib ist mit dichten weißgrauen Haaren bedeckt. Im Mai und im Juni überfallen die Raupen in großen Zügen die Bäume, besonders die Eichen, deren Laub sie allem andern vorziehen, ohne aber deshalb im Nothfall das Laub anderer Bäume zu verschmähen. An den rauheren Theilen der Nester spinnen sie sich ihre Nester, in denen sie zu Hunderten miteinander wohnen. In regelmäßigen Zügen dicht aneinandergeschlossen, wandern sie von Ast zu Ast und in derselben Ordnung, von der sie eben ihren Namen erhalten haben, kehren sie wieder in ihr Gespinnst zurück. Es gibt kaum einen widerlicheren Anblick, als diese Raupenzüge; von den Nesten der Bäume hängen die Thiere, wie Schlangen in einander verschlungen, in dichten Knäueln und Zapfen herab. Auf dem Boden bewegen sie sich in langen, bandförmigen Zügen, eine Raupe als Anführerin voran, die andern dicht gedrängt ihr nach. Die Raupen verstehen das Marschiren in geschlossener Colonne ganz vortrefflich ohne Rekrutenschule und Wiederholungskurs.

Die Raupen schaden aber nicht nur durch ihre Gefräßigkeit, sondern auch durch ihre giftigen Haare, die sich sehr leicht aus ihrer Haut ablösen und mit ihren Widerhäkchen überall an Menschen und Thieren ansetzen; wo sie in die Haut eindringen, verursachen sie lebhaftes Brennen und Beißen und die heftigsten Entzündungen.

Zu Ende Juni, wenn die Prozessionsraupen sich endlich satt gefressen haben, überspinnen sie sich buschweise mit einem sackförmigen Gewebe,

aus dessen Oeffnung die Schmetterlinge im August hervorkriechen. Wie alle Nachtfalter zeigt auch der Prozessionsspinner nicht glänzende Farben; seine Flügel sind grau mit zwei dunkeln Bogenlinien auf den Vorderflügeln. Leib und Kopf sind dicht behaart; das Weibchen ist heller und weniger deutlich gezeichnet als das Männchen. Der Prozessionsspinner misst in der Länge etwa 7 Linien, in der Breite mit ausgespannten Flügeln  $1\frac{1}{2}$  Zoll.

Sind einmal die Bäume ernstlich von den Raupen angegriffen, so bleibt nicht viel Anderes übrig als zu warten, bis die Nester kahl gefressen sind und die Raupen sich in den Gespinnstbeuteln verpuppt haben. Die Bäume treiben nach einiger Zeit wieder Blätter und die weißen Gewebe können leicht sammt den Puppen abgenommen und zerstört werden. Wer aber nicht so lange warten, sondern seine Bäume vor der Entlaubung bewahren will, dem können wir ein Rezept angeben, das sich auch gegen anderes schädliches Ungeziefer vortrefflich bewährt: In einem Topfe koche man je ein Pfund schwarze Seife, schlechten Tabak und Potasche oder Soda, mit 12 Maß Wasser; nach dem Erkalten werden weitere 6 Maß hinzugefügt. In diese Brühe werden nun Tuchlappen oder noch besser Bündel von Schweinsborsten eingetaucht, an Bohnenstichlinge gesteckt und damit die Raupen befeuchtet. Ohne daß der Baum dabei irgend welchen Schaden nähme, werden alle Raupen von diesem scharfen Tränklein in kurzer Zeit getödtet; sie können zwar etwas Ordentliches aushalten, wie ihr ungeheurer Appetit beweist; aber das Mittelchen ist ihnen doch ein bißchen zu stark. Dieselbe Brühe vertreibt auch, in die Erde gebracht, die lästigen Wurmfischfliegen, die Käfer und anderes Ungeziefer.

Das beste Mittel aber gegen den Raupenfraß hat uns die Natur selbst gegeben, nur schade, daß dieses Mittel so häufig durch Unverstand oder Nachlässigkeit unwirksam gemacht wird. — Die Vögel sind die ärgsten Feinde alles Ungezieters; ein Baum, auf dem sich ein Finkennest findet, wird immer von den

Prozessionsraupen verschont; die Vögel sorgen schon dafür, daß ihnen die kriechende Brut nicht zu nahe kommt; sie verzehren davon jeden Tag unglaubliche Mengen. — In dem schönen Lande jenseits der Alpen, in dem sonnigen Italien mit seinem fruchtbaren fetten Boden und seiner warmen Luft hat der Vögel auf seinen Reisen selten den fröhlichen Gesang der Vögel in Wald und Feld gehört; die Italiener fangen in Netzen und Schlägen Alles was fliegt, gleichviel ob es nützliche oder schädliche Vögel seien; die Folgen eines so unsinnigen Verfahrens sind deutlich sichtbar an den kahlen, abgefressenen Obstbäumen und Gartenpflanzen, auf denen die Raupen und anderes Ungeziefer, ungestört von den Vögeln, eine reiche Weide finden. Bei uns ist es zum Glück noch nicht so schlimm; es denkt bei uns kaum Jemand daran, Finken und Spazzen ihres wenigen Fleisches wegen zu verfolgen; aber wie viele Vogelnester werden nicht alljährlich noch von den Buben im Wald und in den Hecken ausgenommen? Jedes zerstörte Vogelnest ist ein Schaden für den Obst- und Gartenbau und für den Wald, weil dadurch die Zahl der Raupenfeinde verringert wird. Mögen die Vögel immerhin hie und da ein paar Kirschen oder Beeren stehlen! Sie haben den kleinen Lohn durch ihre Vertilgung des Ungezieters reichlich verdient, ihr Nutzen ist wenigstens zehnmal so groß, wie ihr Schaden!

### Schluß.

Es bringe nun das neue Jahr  
 Euch seine besten Gaben dar!  
 Es sei des ew'gen Gottes Treu'  
 Auch in dem künft'gen Jahre neu!  
 Er führe uns in seiner Huld  
 Und tilge gnädig unsre Schuld!  
 Das ist nun zum Kalenderschluß  
 Des alten Boten Wunsch und Gruß.